Klabund

Der Marketenderwagen

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01434745 4

PT
2617
E6M3

Kriegsjahre 1915/16.

Im gleichen Verlage erschienen:

Morgenrot! Klabund!
Die Tage dämmern!
Gedichte
ungeb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Klabunds Karussel
Zweite Auflage
ungeb. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Im Inselverlag:
Dumpfe Trommel und berauschtes Gong
Nachdichtungen.

Im Georg Müller Verlag:
Das deutsche Soldatenlied
Anthologie.

Dragoner und Husaren
Soldatenlieder.

Im Goltzverlag:
Kleines Bilderbuch vom Krieg.

Der Marketenderwagen

Ein Kriegsbuch

von

Klabund

Erich Reiß Verlag, Berlin

Alle Rechte, besonders das des Vortrages
und der Übersetzung vorbehalten

Copyright 1916 by Erich Reiß Verlag, Berlin W. 62

PT
2617
E6M3

LIBRARY
DEC 11 1972
UNIVERSITY OF TORONTO

Ohlenrothsche Buchdruckerei
Georg Richters
Erfurt

Inhalt.

	Seite
Revolution in Montevideo	9
Il Santo Bubi	15
Der goldne Tod	21
Abschied	26
Der Bär	29
Der wohlhabende junge Mann	36
Mein Bruder erzählte	42
Der Korporal	46
Im Russenlager	52
Blumentag in Nordfrankreich	58
Die schwarze Fahne	60
Die Briefmarke auf der Feldpostkarte	64
Der polnische Jungschütze	67
Die Revolutionärin	71
Die Witwe Pulko	75
Bett Nr. 13	81
Stammtisch	86
Bartholomäus und der junge Mann	88
Leuchtet Ihre Uhr des Nachts?	96
Kleine Wanderung	102
Mittenwald	106
Herbst	109
Allerseelen	112
Nachts	116
Der sterbende Soldat	120
Der Flieger	122
Hölderlin	125

Geschrieben März 1914 bis September 1915

Revolution in Montevideo

Als ich vorhin in einer Redaktion war, fielen mir unverhofft ein paar Mark in die Hand. Ich kaufte mir davon einen Reiſekoffer, denn ich will nächſten Mittwoch nach Berlin fahren. Danach ging ich ins Café Fahrig zum Nachmittagskonzert.

Gerade ſetze ich mich nieder, als eine rauſchende, enervierende, tropiſche Muſik über mich hereinbricht. Und Echo klingt von ſelber in mir auf. Ich balle die Fauſt und laſſe ſie wie Paukenſchlag auf die Marmorplatte klirren. Was für eine Muſik! Bin ich nicht einmal unter ihren Fahnen marſchiert? Im Rhythmus einer irren Beſeſſenheit? O, nicht von einer Frau beſeſſen: ſüßer, verlockender, verlockter!

Ich ſehe im Programm nach: . . . Volkshymnen . . . 878 . . . Uruguay . . .

Libertad! Libertad orientales!

*

Als ich mit 17 Jahren das Abiturium beſtanden hatte, lud mich mein Vetter, der Schiffsarzt, ein, ihn auf einem Poſtdampfer nach Südamerika zu begleiten.

Von Hamburg bis nach Madeira lag ich bespien und verdreckt in der Kajüte und flehte den grinsenden Steward an, mich mit seinem Tranchiermesser zu durchbohren.

Auch Madeira ist mir nur mehr in Erinnerung als ein Berg, der wie eine Zuckertüte aus den Wellen sah.

Dann legte sich der Sturm, meine Übelkeiten schwanden langsam, und ich durfte besonnt und beglückt meine Augen dem Ozean entgegenbreiten.

Ich war drei Tage glücklich.

Am vierten schon begannen mich Himmel, Meer und Sonne (und die überreichliche Schiffskost) zu langweilen. Frauen führten wir nicht an Bord.

Ich war froh, als Montevideo, die Hauptstadt Uruguays, uns hügelig entgegenschwamm: ein klein wenig der Anblick von Zürich, wenn man von Chur her am Züricher See entlang streicht.

*

Ich ging mit meinem Vetter an Land. Der Zufall wollte, daß wir uns verloren. Ich war darüber nicht betrübt. Im Gegenteil: frei war ich, ganz von mir selbst aus wollte ich Montevideo „entdecken"; den Weg nach dem Schiff würde ich schon zurückfinden.

Ich fühlte nach meinem Geldbeutel, nach meinem Revolver und ließ mich durch die glitzernden Straßen

treiben, die, zum Teil nur chauſſiert, regenbogenfarbenen Staub aufwirbelten.

In irgendeiner Bank ließ ich wechſeln. Daß ich nur ein Dutzend Brocken Spaniſch ſprach, bekümmerte mich nicht weiter. Bei einem Café im Angeſicht der großen Kathedrale hielt ich zuerſt an und ſchlürfte ein ſorbetähnliches erfriſchendes Eisgetränk.

Verliebt wie ich war, erwachte mir der Abend wie eine junge Frau, die ihre dunklen weichen Arme um mich warf; die mich (das Bild wurde ich nicht los) mit ihren Armen wie mit Schiffstauen an ſich kettete.

Nunmehr von der A. E. G., Berlin, finanzierte Straßenbahnen flogen wie Libellen durch das Geſtrüpp der Stadt.

Ich beſtieg eine und war wie in einem Aeroplan.

Plötzlich fiel ich wieder auf die Erde hinab und klatſchte geradeswegs in eine Singſpielhalle.

Ein blondes, grünbehängtes, amerikaniſches Girl tanzte mit einem wolligen Nigger etwas Ähnliches, wie das, was man heute Tango nennt. Kreolen, dicht geballt, belachten und beſchrien die wirkſame Raſſenmiſchung. Dann trat eine Art Ureinwohner auf, ein verkommener Winnetou, ein Stück bemalter Kot, mit Schild und vergiftetem Speer bewaffnet, und plärrte Kriegslieder.

Er hatte gerade geendet, als rasendes Geheul und Geräusch wie von fernen Schüssen uns auf die Straße warf.

Alles lief durcheinander, lachend, weinend, brüllend, pfeifend. Niemand schien recht zu wissen wohin und wie und warum.

Ist das ein Volksfest? Oder irgendeine Vorstadthochzeit? Polterabend oder so was? dachte ich.

Vor unserem Tingeltangel standen schon zehn Straßenbahnen, denen der Weg versperrt war, mißmutig wie blau angestrichene Elefanten zu einer Herde getrieben.

Gerade wollte ich einen der sinnlosen Schreier und Läufer nach Ziel und Ursache dieser Volksbewegung fragen, da quoll Musik aus dem Trichter der langen Straße herauf. Wie Ameisen, auf die der Ameisenlöwe lauert, fielen wir alle in diesen Trichter. Musik verschlang uns löwenhaft. Auf einmal marschierte ich in Kolonne, in Schritt und Rhythmus der Musik, den Revolver gezogen. Im Rhythmus einer irren Besessenheit. O, nicht von einer Frau besessen: süßer, verlockender, verlockter! Meine Hände zitterten wie die Pranken eines jungen Leoparden, der zum erstenmal auf Raub schleicht. Englischer Gesang umdonnerte mich, und ich sang, entflammt, entkettet, jene Worte, die, trotz mangelhafter spanischer Kenntnisse, auch ich verstand:

Libertad! Libertad orientales!
Freiheit! Freiheit den öſtlichen Leuten!
Freiheit des Oſtens! Freiheit von Oſten!

*

Meine Beteiligung an der Revolution in Montevideo iſt mir gut bekommen; ich befand mich zufällig bei der Partei, die ſiegte. Es ging noch glimpflich ab: am anderen Morgen lagen auf dem Platz vor der Kathedrale einige zwanzig Leichen wie Pfeffer und Salz verſprenkelt.

Die Kinder gingen zur Schule und ſtießen mit den Beinen nach den Leichen.

Für heute hatten die Roten (oder die Weißen? — in Uruguay benennen ſich die politiſchen Parteien wie in England nach Farben —) geſiegt.

Fiebernd vor Erregung, Anſtrengung und Schlafloſigkeit taumelte ich auf das Schiff zurück.

Mein Vetter fieberte ebenfalls: vor Angſt, ich wäre zertreten oder zerſchoſſen worden.

In Wiederſehensfreude ſchmiß er eine Flaſche billigen Bowlenſekt. Wir hoben unſere Gläſer und ſtießen klingend an.

„Worauf trinken wir?“ ſagte mein Vetter, „auf deine Geſundheit! Proſt!“

„Waſchlappen,“ ſagte ich und meine Blicke brannten,

„Gesundheit! Trinken wir auf die Freiheit! Die Freiheit des Ostens! Libertad! Libertad orientales!"

*

Und wenn wieder einmal Musik ertönt... Volkshymnen... 878... Libertad! Libertad orientales! Freiheit! Geist des Morgenrotes!... dann will ich wieder in Reihe und Rhythmus der Kämpfer schreiten, entflammt und entkettet, ein Krieger des Geistes — und gebe Gott, daß ich wiederum bei der Partei fechte, der der Sieg von den Fahnen weht...

Libertad!

Il Santo Bubi

Er saß ganz oben an der Tafel, neben dem Sekretär der Kurverwaltung. Sein rundes, rosiges, glattes Gesicht, große blaue Kinderaugen, ein kahl geschorener, blonder Schädel und die kurzen, schwarzweißkarrierten englischen Pumphosen ließen ihn beim ersten Anblick als einen Gymnasiasten von höchstens 18 Jahren erscheinen. Als ich die Unvorsichtigkeit beging, ihn an der Tafel zu fragen, wann er sich dem Abiturium zu unterziehen gedenke, begegneten seine Blicke den meinen mit einem liebenswürdig überlegenen Spott, und er stellte sich als Referendar Dr. jur. S. vor, nicht ohne seine Titel als Lächerlichkeiten mokant zu betonen. Er war sehr schwer krank, obgleich er niemals hustete und ein blühendes Aussehen zur Schau tragen mußte. Er saß an der Tafel zwischen fünf jungen Damen und wurde von ihnen zärtlich verwöhnt und (vielleicht) geliebt. Da er Süßspeise sehr gern aß, stellten ihm die Damen reihum ihren Anteil daran zur Verfügung, und er quittierte über ihre Freundlichkeit mit einem stets neuen und stets anmutigen

Scherzwort, nahm ſie aber im übrigen als ſelbſtverſtändlich und berechtigt entgegen.

Er ſpielte ſchlecht Klavier (und wußte es). Dennoch mußte er ſich jeden Abend nach dem Souper ans Klavier ſetzen und „In der Nacht, in der Nacht, wenn die Liebe erwacht" ſpielen — eine Melodie, die er ſelbſt als niederträchtig blödſinnig empfand, mußte ſpielen, nur damit die jungen Mädchen ſeine ſchlanken, ſchönen, ſpieleriſchen Hände in der Bewegung beobachten und verehren und in Gedanken ſtreicheln durften. Dies aber wurde mir bald klar: wie er Klavier ſpielte, ſpielte er ſich ſelbſt: als eine Operettenmelodie. Aber er ſpielte ſie ſchlecht. Man hörte deutlich Schmerz und Seele hinter den Mißtönen klingen, merkte die Abſicht und wurde nicht verſtimmt. Im Gegenteil: man fühlte ſich in Moll berührt, angeklungen, beinahe gemartert von dem Schauſpiel des kranken Menſchen, der man ſelbſt war. Der Referendar machte ſchon fünf Jahre hintereinander Kur, in allen berühmten Höhenorten für Lungenkranke. Tag für Tag acht Stunden liegen, bei gutem Wetter auf der Veranda, bei ſchlechtem im Zimmer. Spazierengehen war ihm täglich eine halbe Stunde erlaubt. Wenn er die halbe Stunde überſchritt, bekam er Atemnot, Temperaturen und kroch auf eine Woche ins Bett.

Ich fragte ihn einmal, ob ich ihm Bücher borgen ſolle?

Er schüttelte dankend den Kopf. Sie langweilten ihn. Er lese nicht einmal mehr die Zeitung. Er sehe den Himmel, er sehe die Wolken, die Berge, die Sterne, und zuweilen ins eigene Herz. Mehr brauche, wolle — und könne er nicht mehr „tun". Wie er das aussprach, setzte er es ironisch in Anführungszeichen.

Drei Damen waren seine besonderen Trabanten: eine junge Schweizer Lehrerin aus Zürich, eine kleine Bajuvarin aus Kempten im Allgäu, und eine Italienerin. Die Italienerin („Die Königin der Berge" nannte sie einst Herr K., Xylograph aus Braunschweig), galt als seine Geliebte, denn sie benutzte seinen Privatbalkon mit. Die drei spielten abends mit ihm Bridge (wobei er merkwürdigerweise immer gewann, obgleich doch die Parteien wechselten), kochten ihm auf einem Spirituskocher — was doch eigentlich in der Pension verboten war — seine Milch, (er trank Kindermilch), nähten ihm Knöpfe an, wuschen ihm die Kissen vom Liegestuhl mit Salmiak. Als ihn neulich ein kleines Geschwür am Hinterkopf plagte, mußte er sich in die sachverständige Behandlung der kleinen Schweizer Lehrerin begeben, die einen Samariterkursus durchgemacht hatte.

Manchmal saßen sie zu dreien an seinem Bett, und er erzählte ihnen merkwürdige Geschichten, die er selbst erlebt haben wollte, sehr lustige Geschichten in einem trau-

rigen Tonfall, worüber ſie ſehr lachten. Il Santo Bubi nannten die drei ihn unter ſich. Bubi hatte ihn das bayeriſche Mädel getauft. Il Santo, der Heilige, ſetzte die Italienerin dazu, denn, ſagte ſie: er iſt gewiß ein Heiliger. Er tut, denkt, ſpricht nie etwas Schlechtes. Und hat es nie getan. Nur iſt er krank. Aber alle Heiligen ſind krank.

Kürzlich, bei der Unterſuchung, verkündete ihm der Arzt, er könne vorläufig nicht mehr hier oben bleiben. Er müſſe ins Tiefland hinab. Möglichſt bald. Nach Heidelberg in die Klinik. Zu einer kleinen, ganz unbedeutenden, ganz ungefährlichen Operation. — Wir wiſſen alle hier, was es heißt, wenn einer der Unſern (wir ſind ein Volk, wir Kranken) mit dieſer Beſchwichtigung in die Ebene zurückgeſandt wird. Die Operation iſt das letzte Mittel. Und hilft in einem von hundert Fällen. Manchmal ſchickt man die Leute auch nur hinunter, damit ſie hier oben nicht ſterben. Wegen der Statiſtik . . .

Der Referendar weiß das alles. Während ſeine drei Trabanten weinen, lächelt er. Er hat eine Extrapoſt beſtellt, die drei werden ihn begleiten.

Ich ſprach mit ihm über ſein Schickſal, ruhig, ſachlich, wie man über Geſchäfte ſpricht. Die Krankheit iſt ſchließlich ein Geſchäft.

„Ich werde nicht ſterben," ſeufzte er, und ſein junges Geſicht verwandelte ſich in das eines Greiſes, „ich kann nicht ſterben, glauben Sie mir ..."

*

Am nächſten Tage fand ich zwei Gedichte von ſeiner Hand auf meinem Platz am Frühſtückstiſch liegen. Mit einem kurzen Abſchiedsgruß. Er war früh um ſechs mit der Italienerin davongefahren.

Das erſte Gedicht, biſſig, von verzweifelter, verzweifelnder Komik, lautet:

Sie müſſen ruhn und ruhn und wieder ruhn.
Teils auf den patentierten Liegeſtühlen
Sieht man in Wolle ſie und Wut ſich wühlen,
Teils haben ſie im Bette Kur zu tun.

Nur mittags hocken krötig ſie bei Tiſch
Und ſchlingen Speiſen, fett und ſüß und zahlreich.
Auf einmal klingt ein Frauenlachen, qualreich,
Wie eine Aeolsharfe zauberiſch.

Vielleicht, daß einer dann zum Gehn ſich wendet
— Er iſt am nächſten Tage nicht mehr da —
Und ſeine Stumpfheit mit dem Browning endet.

Ein andrer macht ſich dick und rund und rot.
Die Ärzte wiehern ſtolz: Halleluja!
Er ward geſund! (... und ward ein Halbidiot.)

Über dem zweiten Gedicht ſteht die Überſchrift:

Ahasver.

Ewig biſt du Meer und rinnſt ins Meer,
Quelle, Wolke, Regen — Ahasver.
Tor, wer um enteilte Stunden träumt,
Weiſe, wer die Jahre weit verſäumt.
Trage ſo die ewige Laſt der Erde
Und den Dornenkranz mit Frohgebärde.
Schlägſt du deine Welt und dich zuſammen,
Aus den Trümmern brechen neue Flammen.
Tod iſt nur ein Wort, damit man ſich vergißt ...
Weh, Sterblicher, daß du unſterblich biſt!

*

Il Santo Bubi iſt bei der Operation geſtorben. Oder iſt er nicht geſtorben, der kranke Ahasver, der ahasveriſche Kranke? Lebt er noch? In Heidelberg? Oder ſonſt wo? Bin ich es vielleicht? Liegt er immer noch acht Stunden am Tag, und geht eine halbe Stunde ſpazieren, geſtützt von ſeinen Trabanten, daß er beim Glatteis mit ſeinen ſchwachen Beinknochen nicht fällt?

Was bedeutet das: tot ſein? Il Santo Bubi war gewiß kein richtiger Dichter. Aber wie ſchön iſt jene Zeile „Tod iſt nur ein Wort, damit man ſich vergißt“... Damit man ſich vergißt ...

Der goldne Tod

Spitze Gipfel traten wie beſchneite Tannen aus den Wolken, als der Zweiſpänner in Chur, wie ferner Donner dunkel von den Bergen niederrollend, einfuhr. Ein friſcher Luftſtoß fuhr durch die Tür, die ſich im Nebel aufgetan hatte, und der blaue Himmel wehte uns wie die Tapete in gewiſſen Berliner Salons an: ein wenig eiſig, ein wenig zimperlich. Ein wenig unmodern.

„Es zieht," ſagte Annette.

Der Kutſcher knallte. Ein paar Kinder ſpielten Kreiſel. Ein Dienſtmädchen ging einholen: ein gelber Korb von kühn geſchweiften Formen umrankte ihren rechten, nackten Arm, eine ſaubere Schürze war vor das blaukarrierte Kleid gebunden.

„Sie dient gewiß bei einem Architekten. Er hat ihr den Korb entworfen."

„Architekten entwerfen keine Körbe. Sie bauen Häuſer," ſagte Annette.

Ein Hund, ſcheinbar zu dem Mädchen gehörig, ſchnob bellend wie ein kleiner Wind um unſere Pferde.

Annette fröſtelte.

„Wir ſind erſt ſechs Stunden von Aroſa fort. Glaubſt Du das?"

Nein, ich glaubte es ganz gewiß nicht.

„Wie die Anemonen aus dem Schnee emporblühten? Erinnerſt Du Dich? Direkt aus dem Schnee!"

Ich erinnerte mich.

„Die Frühlingsſonne brachte ſie auf der ſchneegedüngten Erde ſo ſchnell zum Blühen, daß man ſie förmlich mit den Augen emporſchießen ſah. Als griffe eine heiße Hand vom Himmel und zerre ſie aus der Erde. Glaubſt Du nicht, daß die Blumen für die Sonne da ſind?"

Nein, das glaubte ich nicht. Ich hatte mich über das Bild von der ſchneegedüngten Erde beunruhigt, fand es nicht ſehr poetiſch, aber bei Annette, der Tochter eines Rittergutsbeſitzers, begreiflich und entſchuldbar.

Ich ſaß, blaß und zurückhaltend, in den Polſtern.

Plötzlich mußte ich lachen.

Ein Radfahrer in zigeunerhafter Bluſe kreuzte unſern Weg. Sein Rad ſchwankte und es ſah aus, als führe er nicht auf der Straße, ſondern auf einem Seile zur Beluſtigung eines feſtlich erregten Publikums Korſo.

Annette rückte ſich im Sitz zurecht.

Sie hört es nicht gern, wenn ich laut lache. Sie denkt immer, ich mache mich über ſie luſtig.

„Was haſt Du?“

Ich zeigte ihr den Radfahrer.

„Iſt ein Radfahrer etwas Beſonderes? Oder etwas beſonders Luſtiges?“

„Aber wir haben ſeit neun Monaten keinen geſehen!“

„Ein Radfahrer iſt nie lächerlich. Auch wenn man ihn neun Monate nicht geſehen hat. Du biſt ein Kind.“

Sie taſtete unter der Pelzdecke nach meinen Händen. Meine Hände ſtaken, mit Glyzerin eingerieben, in großen wollenen Fauſthandſchuhen.

„Übrigens: was rede ich: neun Monate ... und: Du biſt ein Kind! Neun Monate waren wir in Aroſa. Wenn Du doch ein Kind wärſt! In neun Monaten kann man doch ein Kind bekommen? Warum habe ich keins bekommen?“

*

Als wir im Zuge Chur-Zürich im Kupee ſaßen, ſagte Annette:

„Warum biſt Du krank?“

Sie ſagte es ſehr ruhig und unbekümmert. Man kann ihr nicht böſe ſein. Obgleich ſie in neun Monaten immerhin Zeit genug gehabt hätte, mich zu fragen, warum ich krank ſei.

*

Wir machten in Weesen am Wallensee Station, nach Anordnung des Sanitätsrats Dr. Römisch, eines kleinen rötlichen Herrn aus Sachsen, der eine lesenswerte Broschüre „Der Einfluß des Hochgebirges auf den Intellekt“ geschrieben hat.

Das Schloßhotel Mariahalden in Weesen ist ein erstklassiges Hotel und liegt auf einer steinernen Terrasse etwa 30 Meter über dem See. Es wird sehr viel von Engländern frequentiert und macht einen langweiligen Eindruck. Einige hölzerne Gestalten, bei deren bloßem Anblick einem schon das Gähnen kam, lagen bei unserer Ankunft wie Kroquethämmer im Garten zerstreut; bei näherem Zusehen sah man sie in Hängematten liegen.

Das Abendessen war das übliche Abendessen der erstklassigen Hotels: Suppe, Scholle mit Remouladensauce, Rostbeef mit verschiedenem Gemüse und eine formlose Nachspeise. Ich trank eine halbe Flasche roten Waadter dazu, Annette nahm einen Gießhübler.

Wir gingen herunter an den See.

Ich habe die Berge nachts sehr gern, wenn man sie nicht sieht und hinter den Lichtern einer fernen Ortschaft nur ahnt.

Ein weicher Wind strich zwischen den Kastanien. Vor einem Café saß jemand mit dem Rücken gegen die Straße und bestellte schnarrend ein Vanilleeis.

„Es ist doch ziemlich warm," sagte Annette.

Ich hing an ihrem Arm. Sie stützte mich.

Die Wellen plätscherten leise, wie wenn jemand aus Versehen die Wasserleitung nachts laufen läßt.

Von einem Kahn draußen auf dem See schaukelte Musik zu uns. Ein Walzer.

„Die Wellen tanzen Walzer," sagte Annette.

Und wirklich: ich hörte das auch.

„Wenn man Musik hört, bekommt man Sehnsucht nach dem Tode," sagte Annette.

Sie sagte es leichthin. Aber wie Altweibersommer, wie Herbstschleier, auf denen unsichtbare Spinnen sitzen, fingen sich die Worte in meinem Gesicht.

Sie weiß nicht, wie gern ich sterben würde, wenn ich nicht sie verlassen müßte und wenn ich einen anständigen Tod für mich wüßte. Soll ich als alter Kavallerieoffizier („alter" Kavallerieoffizier! ich bin 31 Jahre alt) im Bett sterben. Nicht getötet werden — sondern den Tod erdulden? Wenn doch Krieg würde!

Ich darf es Annette nicht erzählen, daß ich immer denselben Traum träume: ich sehe den Tod vor mir als goldenes Skelett, leuchtend auf schwarzem Grunde.

Abſchied

Als Balder ſie in der grauen Felduniform, eine Roſe in der Hand, am Kragen die Gefreitenknöpfe, die ihm noch am Morgen verliehen worden waren, verlaſſen hatte und ſein ſchlanker Schritt auf der Treppe verklungen war, dachte Lilli, grauenvoll verwirrt und wie auseinandergefallen, allerlei widerſinniges und lächerliches Zeug. Tennis ... ja, wie lange hatte ſie eigentlich nicht Tennis geſpielt? Flogen da nicht immer Bälle durch die Luft, und wenn man zuſchlug, ſchlug man nicht in die Sonne und ſchlug man nicht die Sonne übers Netz? Wo nur ihre Tennisſchuhe ſteckten? Richtig: Rehbraten gab es heute abend. Zum mindeſten: eine Art Rehbraten. Einen richtigen Rehbraten ißt man ja nur Sonntag mittag. Alſo wahrſcheinlich Rehſchäuferl. Oder Rehragout. Mit Klößen. Klöße. Das Wort haftete ihr und ſie hatte es noch in Gedanken, als ihr ſchon die Tränen erlöſt über die Wangen ſtrömten. —

Als ſie ſich ausgeweint hatte, ging Lilli auf die Straße. Aber kaum war ſie zehn Schritt gegangen, da erſchrak

ſie. Da ... jener feldgraue Soldat, welcher an Krücken humpelte ... war das nicht Balder? Sie ſtieß mit der Spitze ihres Sonnenſchirms erregt aufs Pflaſter, um zur Beſinnung zu kommen. Wie töricht! Balder war doch eben erſt ins Feld ausgerückt ... konnte ſie denn gar keinen vernünftigen Gedanken mehr faſſen?

Sie verzweifelte: jeder Verwundete, der ihr begegnete, ſchien ihr Balder. Jener mit dem verbundenen Kopf. Jener Dragoner mit dem Arm in der Binde. Säbelhiebe! Daß es ſo etwas noch gibt: er hat einen Hieb mit dem Säbel bekommen. Würde der Arm ſteif bleiben? Herrgott im Himmel, hilf: daß der Arm nicht ſteif bleibt. Sie würde alles, alles für ihn tun, daß der Arm wieder gut würde, ihn jede Stunde verbinden, jede Minute bei ihm bleiben. O, und dann der Tag, an dem ſie ihm wieder zuerſt die Hand ſchütteln durfte! Balder!

Sie mußte ſich wenden und den Schleier über ihr Geſicht ziehen, denn ihre Augen begannen ſilbern und immer ſilberner zu glänzen. Nur nicht auf der Straße weinen.

Als ſie wieder aufzublicken wagte, kam ihr ein junger Leutnant entgegen. Kerngeſund. Schlank wie Balder. In einer Gangart, der man den Kavalleriſten anmerkte. Wenigſtens einen, der viel zu Pferde ſitzt. Er kam näher und ſie erkannte, daß es ein Artilleriſt war. Sie freute

ſich, daß es ihr gelungen war, ſeine Truppengattung zu beſtimmen. Das iſt in der feldgrauen Uniform nicht immer leicht. Der Leutnant grüßte. Sie dankte. Beglückt. Mit einem Lächeln im Herzen. Ich kenne ihn, dachte ſie, gewiß kenne ich ihn. Ich weiß im Augenblick nur nicht woher. Das iſt ja auch ſo gleichgültig. Ich bin ſo froh, daß er nicht verwundet iſt. Und daß er Balder ſo ähnlich ſieht.

Und wie ſie nun langſam weiter ſchritt, da ſah ſie wieder einen Soldaten. Und wieder einen. Und noch einen. Und alle waren auf einmal geſund. Gingen ohne Krücken. Trugen keinen Arm in der Binde. Rauchten Zigaretten. Manche lachten ſogar. Und alle ſahen Balder ähnlich.

„Balder!“ ſagte ſie, und ihre Füße hatten wieder feſten Halt.

Sie ſtand am Odeonsplatz. Von der Theatinerhofkirche fiel ein Schwarm Tauben wie eine weiße Girlande ſanft vor ihr nieder.

Sie kramte in ihrer kleinen Handtaſche und zog eine kleine braune Düte hervor. Sie ſchüttete die Körner in die Hand und neigte ſich leicht zu den Tieren herab.

Drüben, von der Wache am Schloß, klang Trommelraſſeln und Kommandorufe.

„Balder!“ ſagte ſie leiſe vor ſich hin.

Der Bär

Dieſe Geſchichte beginnt wie ein Märchen der Brüder Grimm. Es iſt aber kein Märchen. Es iſt auch keine rechte Geſchichte mit dem nötigen Schlußpunkt: eine runde Geſchichte etwa, rund und durchſichtig wie eine Glaskugel, mit einer ſchillernden Moral. Dieſe Geſchichte iſt nämlich (beinahe) wahr und hat ſich zugetragen in der kleinen Stadt, in der ich kürzlich zu Beſuch weilte. Sie iſt nichts als eine traurige und lächerliche Arabeske zu dem erhabenen Ereignis des Krieges, das ſich draußen (weit von hier, die kleine Stadt weiß nicht wo...) abſpielt.

An dem Tage, an dem Deutſchland an Rußland den Krieg erklärte, traf in der kleinen Stadt der weit- und weltberühmte Zauberer Francesco Salandrini ein, welcher dort eine Vorſtellung ſeiner großen und geheimen Künſte zu geben gedachte. Er vermochte Waſſer in Wein und Wein in Waſſer zu verwandeln. Er zog den Bauernburſchen auf dem Lande und den verblüfften Jünglingen und den kichernden Fräuleins der kleinen Städte nur ſo die Taler aus Naſe und Ohren und ließ ſie klappernd in

seinen schwarz polierten Zylinder springen, obgleich offensichtlich zutage trat, daß er selber nicht im Besitze eines einzigen dieser silbernen Dinger war. Er zerschlug in seinem bereits erwähnten Zylinder, dem man gewisse magische Kräfte nicht absprechen durfte, ein halbes Dutzend roher Eier und buk ohne Feuer und ohne Pfanne in nichts als eben diesem Zylinder einen veritablen wohlschmeckenden Eierkuchen.

Herrn Salandrinis Gefährt, das mit einigen kleinen Fenstern versehen und ziegelrot angestrichen war, rollte, von einem schwermütigen und betagten Pferde gezogen, über die Oderbrücke rumpelnd in die Stadt ein. In seiner Begleitung befanden sich noch seine Frau: Bella, die Schlangendame, die schwebende Jungfrau, das überirdische Medium und eine Person, welche den prosaischen Namen Hugo führte.

Herr Salandrini, der sich mit Weltgeschichte und Politik noch nie in seinem Leben befaßt hatte (und es auch fürder nicht zu tun gedachte, da er Steuern zu zahlen weder willens noch fähig war), verwunderte sich nicht wenig, die kleine Stadt in heller Aufregung zu finden. Alle Leute liefen durcheinander, die Kinder schrien und sangen, und die Frauen sahen besorgt aus den Fenstern.

Nichtsdestoweniger lenkte Herr Salandrini seinen Wagen ruhig und besonnen nach dem Salzplatz, wo an

Jahrmärkten die Würfelbuden prunken und die Karussels sich munter drehen, um dort sein „Interessantes Wundertheater" aufzuschlagen.

Er hatte mit Hilfe der schwebenden Jungfrau gerade den ersten Pflock in die Erde getrieben, einen Strick darum geschlungen und Hugo daran gebunden, als sich federnden Schrittes der dicke Polizist Neumann nahte, der ihn ebenso bestimmt wie freundlich darauf aufmerksam machte, daß er sich die weitere Mühe der Errichtung seines „Interessanten Wundertheaters" sparen könne. Der Krieg sei erklärt. Die für heute abend angesagte Vorstellung könne vom Bürgermeister in Anbetracht der ernsten Zeitumstände nicht mehr gestattet werden. Es gehe jetzt um andere Dinge als um den Eierkuchen im Zylinder oder um den Gedanken lesenden Bären Hugo. Kein Mensch habe Lust, sich derlei abenteuerlichen Unsinn jetzt anzusehen. Er möge sein „Interessantes Wundertheater" bis auf günstigere Zeiten suspendieren. Damit entfernte sich der Polizist Neumann, freundlich und bestimmt, wie er gekommen war.

Herr Salandrini war wie vor den Kopf geschlagen. Die Möglichkeit eines internationalen Konfliktes, der ihn um Beruf und Brot bringen konnte, hatte er nie im entferntesten in Berechnung gezogen. Auch Hugo, der gedankenlesende und wahrsagende Bär, hatte ihn davon in

Kenntnis zu ſetzen verabſäumt, ja, er ſchien ſelber noch nichts von dem drohenden Unheil, das ſich auch über ſeinem Haupte in dunklen Wolken zuſammenballte, zu ahnen. Er ſaß klein und verhungert neben dem Pflock, knabberte wie ein Kind an ſeinen Pfotennägeln und ſtarrte mit jenem Ausdruck beſeelten Stumpfſinns vor ſich hin, der unſere Lachmuskeln eben ſo reizt, wie er unſer Grauen erweckt.

Herr Salandrini ſetzte ſich auf die Wagendeichſel und ſann den ganzen Tag, was er nun anfangen ſolle, um ſich und ſeine Familie durchzubringen. Er hieß eigentlich Schorſch Krautwickerl und war aus Bamberg. Zum Heeresdienſt würde man ihn nicht mehr einziehen, dazu war er zu alt. Im übrigen war er ſich ſehr klar, daß er augenblicklich bei niemand auf Verſtändnis und Teilnahme für ſeine merkwürdigen Kartenkunſtſtücke und die erſtaunliche Begabung des Gedanken leſenden Bären Hugo zu zählen habe.

Er ſann mehrere Tage. Dann ging er auf das Bürgermeiſteramt und bat um irgendeine, wenn auch die geringſte, Arbeit. Die ſchwebende Jungfrau und der Bär blieben in banger Erwartung zurück. Sie teilte ſchweſterlich mit ihm eine alte Brotkruſte.

Herr Salandrini kehrte mit der frohen Botſchaft zurück, daß er als Koksarbeiter bei der ſtädtiſchen Gas-

anstalt Verwendung gefunden habe. Das war wenigstens etwas, wenn auch nicht viel, denn das Gehalt, das Herr Salandrini empfing, reichte kaum für einen Magen (der Bedarf an Koksarbeitern ist schon im Frieden nicht nennenswert). Wenn also die schwebende Jungfrau zur Not noch mit versorgt war — vielleicht fände sie in der Stadt eine Stelle als Aufwaschfrau? —, was sollte aus dem kleinen, sowieso schon halb verhungerten Bären, ihrem Liebling, Kapital und Abgott werden?

Am nächsten Tage erschien in der Zeitung ein Inserat: „Edle Herrschaften werden um Abfälle gebeten für den wahrsagenden Bären des Zauberers Salandrini."

So sättigte sich der Bär Hugo von nun ab an den Abfällen edler Herrschaften, die ihm nicht so reichlich zukamen, daß sie ihn völlig befriedigten. Er saß auf dem Salzplatz, an seinen Pflock gebunden, unter Aufsicht der schwebenden Jungfrau, welche Wäsche ausbesserte, und der Herbstregen wusch seinen Pelz. Es wurde Spätherbst, und der Bär fror. Sein Pelz zitterte und seine müden Augen sahen furchtsam zum bleiernen Himmel empor. Die schwebende Jungfrau weinte.

Da kam Herr Salandrini auf einen guten Gedanken. Er war ja Koksarbeiter an der Gasanstalt. Er bat den Magistrat um Erlaubnis, den Bären in einen leeren warmen Raum der Gasanstalt, neben den großen

Öfen, unterbringen zu dürfen. Der Magiſtrat, der ſich von der Harmloſigkeit des halb verhungerten und ſchwächlichen kleinen Bären längſt überzeugt hatte, gab die Einwilligung, und der Bär hockte nun hinter einer hölzernen Gittertür und blickte mit traurigen Augen in die feurige Glut der Öfen. Hin und wieder beſuchten ihn die Kinder des Gasanſtaltsinſpektors und brachten ihm ein Stück Kriegsbrot oder Küchenreſte. Er fraß alles, was ihm zwiſchen die Zähne geſtopft wurde.

Eines Morgens aber lag er tot hinter dem Gitter, und das roſa Licht der Öfen tanzte über ſein dunkelbraunes ſpärliches Fell.

Herr Salandrini war erſchüttert, aber als Koksarbeiter hatte er keine Zeit zu langen Meditationen. Die ſchwebende Jungfrau warf ſich ſchreiend über den toten Bären und das Ganze ſah aus wie ein Bild von Piloty.

Ob der Bär an Gasvergiftung oder an Unterernährung zugrunde ging, war nicht feſtzuſtellen.

Herr Rechtsanwalt K. kaufte Herrn Salandrini das Bärenfell ſamt dem Kopfe ab. Herr K. iſt im Begriff, die Stadt zu verlaſſen und in Z. eine neue Praxis aufzunehmen. Er wird ſich das Fell des wahrſagenden Bären Hugo in ſeinem Herrenzimmer an die Wand nageln, und wenn er Freunde bei ſich zu Gaſt hat, wird er mit einer großen Gebärde auf das Fell deuten, ſeine Zigarrenaſche

nachläſſig abſchlagen und zerſtreut zu erzählen beginnen:

„Als ich noch in den ſchwarzen Bergen Bären jagte . .“

Der wohlhabende junge Mann

Es iſt Sonntag nachmittag. Irgendwo iſt Krieg. Draußen ſteht ein kalter, blauer Himmel. In zwei faſt gleiche Hälften, eine graue, blaßgelbe und eine hellgoldene, teilt die Winterſonne das gegenüberliegende Haus. Die roſtbraunen länglichen Fenſterkreuze blicken ſteil und ſtarr wie Kruzifixe. Jetzt wird eines — im dritten Stock — auseinandergeriſſen. Ein Mann mit dickem, kahlem Kopf und ſchmutzigrüner Lodenjacke ſchiebt ſich heraus und ſieht auf die Straße. Eine ſchwarzgekleidete Frau, das Staubtuch in der rechten Hand, beugt ſich über ihn. Dann verſchwinden ſie beide, und die weiße Gardine zieht ſich langſam zu. —

Ich liege auf dem Sofa und wühle meinen Kopf in das weiche, warme Samtkiſſen. Irgendwo iſt Krieg. Ich brauche nicht zu denken, nicht zu fühlen, nicht zu handeln. Ohne Anſtrengung träume ich beinah traumlos. Keine Erinnerung vergangener, kein Wille zukünftiger Taten. Kein unbewußtes Ich-ſein wollen. Wie die Fackel im Sande bin ich im Raumloſen verlöſcht. Ich ſchließe die

Augen. Das Licht zwängt sich durch die Fenster. Es löst alle Gestalten im Zimmer und verschlingt sie: den großen Schrank, die Bilder an der Wand, die Sessel, jetzt tappt es am Spiegel vorbei, jetzt greift es an die messingne Türklinke. Wie ein Körper ist das Licht. Wie ein Körper, aus dem alle Dinge erst sind. Wie ein Schaffender. Es streicht über den weißen Kachelofen. Und der Ofen ist. Ich spüre den Atem des Lichtes auf den weißblauen Fliesen. Zu mir kommt das Licht nicht. Ich rolle mich zusammen und blinzle durch die Lider. Als ein Andrer, Feindlicher liege ich außerhalb des Lichtes in einer engen, wohligen Dunkelheit wie in einer Wiege, die sich selber .. lang .. langsam .. hin .. und .. her .. wiegt .. hin .. und her. Die Uhr schlägt. Einmal. Ich sehe, wie der dumpfe, schöne Klang in das lichtvolle Zimmer rollt .. wie er nachzittert .. unruhig .. leise .. leise weinend, gleich einem Kind, das den Weg verloren hat. Wie die Strahlen nach ihm haschen , ihn tragen auf den silbrig goldenen Fittichen, ihn fallen lassen und wieder heben. Ich weiß nicht wie spät es ist, ich weiß es nie. Ich habe die Uhr falsch gestellt. Ich liebe das Leben zwischen den Zeiten. Eine Uhr, die pünktlich und zeitsicher in meinen Räumen die Stunden schlägt, wäre mir ärgerlich und unerträglich, eine klägliche Mahnerin. Ich habe auch keinen Abreißkalender. Die Tage sind mir so gleichgültig,

der erste und der sechste und zehnte. Was sollen sie? Gewißheit ist eine unanständige Tugend, nicht einmal dem Tode steht sie an.

Ich rekle mich und strecke mich. Es hat halb geschlagen. Irgendwie halb. Halb drei oder halb vier. Und dann geht die Uhr noch zwei oder drei Stunden und soundsoviel Minuten und soundsoviel Sekunden nach oder vor. Wie schön, wie töricht schön, gar keine Wünsche, keine Hoffnung, kein Hasten, kein erzwungenes Lachen des Glaubens mehr zu haben. Nur ein Gaukeln und Treiben auf dunklen Wellen, bald auf Wellenbergen, bald in Wellentälern.

Der Widerschein eines Fensters kriecht mir aufdringlich über das Gesicht.

Ich werde wach. Was tu ich nun nachher? Geh ich ins Café? Ich wollte ja noch mit dem Geschäftsführer sprechen. Das Büffetfräulein hatte gestern eine schmutzige Schürze um. Dabei ist sie hübsch. Daß den abstrakten Dingen keine Reinlichkeit innewohnt. Daß wir sie immer erst waschen müssen.

Oder ich steige in die Stadtbahn — die erste beste — und setze mich an das Fenster — ich habe es lange nicht getan — und blicke nach einem Haus, einem Wiesenstück, einem Schornstein, einem Hinterhof. Und gefällt mir ein Bild oder Klang, steige ich auf der nächstgelegenen Station aus und suche nach diesem Fleck, der mir gefiel, in

seiner traumlosen, vielleicht verlorenen Dämmerung, die niemand empfinden kann als ich, der ihm verwandte. Dieses Suchen spannt köstlich, reizt, erregt. Man weiß ja nie, ob man den Platz findet, wie man sich seiner erinnert. Inzwischen kann die Luftspiegelung anders geworden sein ... oder das Fenster an jenem Haus, wo ein Kind oder ein Mädchen oder eine Mutter heraussah, hat sich geschlossen ... oder der Veteran mit seinem Stelzbein, seinem verbogenen Grammophon und den schmutzigen Ordensbändern läßt längst in einem anderen Hofe sein knirschendes Instrument und seine kreischende Stimme erschallen. Ich suche gern nach zwecklosen Erinnerungen. Und ist uns denn ein anderes Glück gegeben, als Worte und Bilder zu sammeln?

Zwischen zwei Vorortbahnhöfen, ungefähr in der Mitte, steht im Sande am Eisenbahndamm, unfern eines Neubaus, eine verkrüppelte Kiefer. Ich sah sie zum ersten Male, als ein Gewitter über ihr hing. Im strömenden Regen bin ich zu ihr gegangen. Ich habe ihre rauhe braune Rinde gestreichelt, sie umarmt und mir von ihr die Stirn wund ritzen lassen. Als wäre ich ihr Blutsfreund. Immer und immer wieder besuchte ich sie. Am schönsten ist sie, wenn am grellsonnigen Himmel eine nachtschwarze Wolkenwand steht oder im Winter, wenn Neuschnee fiel.

Es klingelt. Scharf. Zweimal. Was ist? —..., der Depeschenbote ... „Komme heute abend. Selma."

Wie kann man nur ein Verhältnis haben, das Selma heißt? Der Name tut weh. Ihr selber auch. Er riecht so entsetzlich nach wollener Unterwäsche und ungelüfteter Stube, die zugleich Küche, Wohnstube und Werkstätte ist, wo Mutter die Bratkartoffeln brät, die ungewaschenen Kleinen sich herumbalgen und Vater Kürschnermeister und Mützenmacher die Pelze aufbewahrt und Hutkrempen näht.

Dazwischen Selma. Es steckt Altjüngferlichkeit und glatte Gemeinheit zugleich in diesem verfluchten Namen. Ich habe sie Fritzi getauft. Ich taufe überhaupt alle Mädchen. Es ist ein unterhaltendes Geschäft und für einen Laien in der Psychologie sehr lohnend. Sie hat mich sehr lieb. Am nächsten Morgen habe ich immer Lungen- und Rippenschmerzen. Ich liebe sie nicht. Ich will nur, daß meine Freunde mich um das schöne Mädchen beneiden. Ich bin überhaupt nur für Mädchen, wenn man sich mit ihnen sehen lassen kann und ich mit ihnen gesehen werde. Ich bin ihr gut. Ich kann ihre wohltuende Zärtlichkeit nicht missen. Was hätte ich sonst? Der ich mich selber wenig, andere gar nicht zu lieben vermag? Vielleicht würde ich Menschen töten können, wenn ich in den Krieg zöge. Aber ich habe Plattfußanlage, Krampf-

adern, Herzerweiterung (mein Herz ist so weit, daß die Welt wie eine runzelige Nuß darin verschwindet), Lungendefekte und einen doppelseitigen Bruch.

Mein Bruder erzählte

Weißt du, daß von den Verwundeten, die aus der Front zurückkehren, keiner mehr ſingen will? Wir haben eine ganze Anzahl Leichtverwundeter, die ſchon wieder Garniſondienſt tun, in der Kompagnie, aber wenn wir ſingen: ‚Drei Lilien‘ oder ‚Heimat, o Heimat, ich muß dich verlaſſen . . .‘, ſchweigen ſie und haben große Augen. Die beiden Reber — du kennſt ſie doch? die Söhne vom Hauptlehrer Reber — ſtehen ſchon im Feld . . . in Galizien oder Polen . . . und haben fünf Tage nichts als rohe Rüben gegeſſen . . . Hans iſt am 28. Oktober nach Belgien gekommen. Kaum auswaggoniert, mußten ſie bei Dixmuiden zum Sturm vor. Dreimal in 36 Stunden. Dixmuiden brodelte wie der Hexenkeſſel in Goethes ‚Fauſt‘ . . . Hans iſt verwundet . . . Bauchſchuß . . . Er iſt ſchon wieder zurück und liegt im Lazarett . . . Ich habe ihn geſtern beſucht . . . Sie lagen zu zwölfen im Zimmer, und einer ſaß auf dem Bettrand und ſpielte Harmonika. Es war ein Pole, und er ſpielte eine ſchwermütige Melodie. Einige laſen Zeitung und einem, dem der Kopf ganz

verpackt war, flößte die Schweſter durch eine Glasröhre warme Milch ein. Er lächelte dankbar ... Hans' Ausſehen hat ſich derartig verändert, daß ich ihn kaum wiedererkannte und betroffen anſtarrte. „Guten Tag, Hans." „Guten Tag, Jochen." „Wie gehts?" „Man ſo." Sein Geſicht war blaßblau, gläſern, etwa wie das Weiße eines gekochten Kiebitzeis. Seine Augen brannten in einem fremden Feuer, und ein kleiner blonder Bart hing in Franſen um ſein Geſicht ... Ich habe einmal in Berlin einen bulgariſchen Offizier geſehen, der die beiden Balkankriege mitgemacht hatte. Ich wußte nicht, weshalb er ſo tote weiße Augen machte. Jetzt weiß ich es ... Hans ſagte: „Ich habe viel erlebt." Bei dem Wort „erlebt" ſtutzte er, dachte nach und meinte: „Man müßte eigentlich ſagen: erſterben, ſtatt erleben ... Und ich war nur zwei Tage draußen." Er drehte ſich zur Wand. „Als wir mit fiebernden Händen die Bajonette aufpflanzten ... wir waren zum erſtenmal im Feuer ... wir gingen gegen engliſche Kerntruppen wie die Teufel los ... Aber niemand ſchrie hurra ... Willſt Du mir das glauben? ... Die Schrapnells platzten wie Mehlſäcke ... die Granaten ziſchten, als ſtrichen Millionen Geiger über das höchſte Fis ... die Maſchinengewehre gackerten wie überlaute Hennen ... und einer von uns ſchrie, ſchrie ſein ganzes Herz hinaus: ‚Mutter!' Und wie ein Echo rollte dieſer

Schrei unſere Reihen entlang ... Mutter! ... Mutter! ... Mutter! ... Unter dieſem Kampfruf, immer wilder, immer heftiger hinausgeſtoßen, rannten wir gegen die feindlichen Stellungen ... Und wir nahmen ſie ... Ich weiß nicht, wie lange ich ſo gelaufen bin ... Jahre müſſen vergangen ſein ... meine Beine ſtampften wie eine Maſchine ... Auf einmal bekam ich einen Schlag gegen den Bauch, brüllte noch: ‚Du verfluchter Hund' und fiel um ... Ich erwachte auf einer Tragbahre, ſah ein rauchgeſchwärztes Dorf, und einen belgiſchen Pfarrer in Soutane an einem Baum hängen ... Dann ſchlief ich wieder ein ... Und wieder nach vielen Jahren erwachte ich hier ... Ich muß ſo alt geworden ſein ... Grüße Lilly von mir, ſie möchte mich beſuchen, wenn es ihre Eltern erlauben ... Wie ſchade, daß wir uns nicht werden heiraten können, und daß ich kein Kind von ihr haben werde." Dann drehte er ſich wieder von der Wand weg, gab mir die Hand und ſagte: „Adieu." Ich ſchnallte mein Koppel um, der Pole ſpielte wieder auf ſeiner Mundharmonika, und ich ging ſo leiſe, wie ichs mit meinen Kommißſtiefeln fertig brachte. Hans iſt nicht älter als ich. Siebzehn Jahre. Er wird ſterben. Was er ſagte, hat mich ſehr nachdenklich geſtimmt, beſonders, daß er gern ein Kind haben möchte. Aber ich begreife es. O, wie ſehr ich es begreife. Ich bin ja zum letztenmal auf Urlaub hier.

Nächste Woche muß ich hinaus. Nach Ostpreußen. Oder nach Arras. Wie es der Zufall schickt. Dann grüße Ruth von mir und erzähle ihr das, was Hans mir von Lilly erzählt hat.

Der Korporal

Es war in der letzten Hälfte des Auguſt 1914, als man den Korporal Georges Bobin vom III. franzöſiſchen Linienregiment gefangen einbrachte.

Er ſah wie aus dem Ei gepellt aus: ſchmuck, reinlich, raſiert, mit erdbeerroten Hoſen und einem blauen Frack von tadelloſem Schnitt.

Er ſtellte ſich dem Huſarenoffizier, der ihn verhörte, verbindlich lächelnd vor: als Monſieur Georges Bobin vom III. franzöſiſchen Linienregiment, gebürtig da und da her ... natürlich aus dem Süden ..., im Privatberuf Sprachlehrer. Er kenne die Deutſchen. Oh la la. Er werde die Deutſchen nicht kennen. Drei Jahre hintereinander war er vor Ausbruch des Krieges in Deutſchland. Eine lange Zeit. Drei Jahre. Wenn man drei Jahre das Mittelländiſche Meer nicht ſieht. Und Marſeille, dieſes romantiſche Dreckneſt, nicht riechen darf. Denn: es gibt Städte, die man ſieht. Florenz zum Beiſpiel. Und Städte die man hört. Berlin zum Beiſpiel. Und Städte, die man riecht. Marſeille gehört zu den letzte-

ren. Und da der Geruchs- mit dem Geschmackssinn Hand in Hand gehe, wenn das kühne Bild erlaubt sei, so esse man in Marseille so gut und billig wie nirgends in der Welt. Für ein paar Sous, für ein Nichts Austern und Fische in verwegener Zubereitung, gedünstet, gebraten, gebacken und gesoßt, wie sie sich der phantasievollste Gaumen des ausschweifendsten Feinschmeckers nicht vorzustellen vermag. In Deutschland, wo er an dem Realprogymnasium einer kleinen brandenburgischen Stadt zuletzt tätig gewesen sei, habe er immer Kohlrouladen und Königsberger Klops essen müssen. Nun: wie dem auch sei. Er habe sich daran gewöhnt. Er finde besonders das erstgenannte Gericht, abends zum Souper noch einmal aufgewärmt, recht appetitlich und schmackhaft. Auch der Landschaft, in der die kleine Stadt lag, könne er eine gewisse Anmut nicht absprechen. Ein wenig nüchtern. Ein wenig preußisch. Aber freundlich belebt von den Dampfern und Kähnen der schiffbaren Oder und sanft gemildert von den zärtlichsten Sonnenuntergängen. Und Weinberge stiegen am östlichen Ufer empor: mit rotem und gelbem Wein bepflanzt. Und wenn man den roten ein wenig mit Italiener verschnitte, so bekäme man den schönsten Bordeaux. Nun: er übertreibe. Gewiß. Aber ein guter Crossener ist besser als ein schlechter Bordeaux. Pardon: man wolle das alles wohl von ihm nicht wissen.

Ja: was er für Gefechte mitgemacht habe? Eigentlich gar keine. Dies, in dem er gefangen genommen worden sei, sei sein erstes Gefecht. Er habe fünfzig Patronen verschossen, habe dann vorgehen müssen, seine Kompagnie sei in flankierendes Feuer geraten. Voilà.

Übrigens: er habe zu viel gesagt. Oder vielmehr zu wenig. Er habe doch noch ein zweites Gefecht mitgemacht. Ein sehr merkwürdiges Gefecht. Vielleicht das merkwürdigste des ganzen Krieges.

Das Regiment war auf dem Marsch. Man näherte sich der feindlichen Zone. Ein Dorf lag plötzlich vor ihnen. Ein unansehnliches und höchst gleichgültiges Dorf, wie ein längliches Brot in den Backofen einer engen Talmulde geschoben.

War das Dorf vom Feind besetzt?

Zwei Züge mit Patrouillen an den Spitzen wurden ausgeschickt, das Dorf zu sondieren. Der eine Zug unter dem Befehl des Korporals Georges Bobin kam von der linken, der andere von der rechten Höhe. Das Dorf sollte wie von einer Kneifzange gefaßt werden.

Schleichend und äugend kam Korporal Bobin mit seiner Spitze bis dicht an das erste Haus. Er war vielleicht noch zwanzig Schritte entfernt, als plötzlich Schüsse ertönten.

Pfff ... flog ihm auch ſchon eine Kugel an der Naſe vorbei.

Sehr ungemütlicher Zuſtand das. Aber weiter. In Deckung vor.

Woher kamen die Schüſſe? Er befragte ſeine Leute. Sie ſagten übereinſtimmend: aus dem Hauſe da vorne.

Alſo mußte das Haus vom Feinde beſetzt ſein.

Er kroch fünf Schritte näher.

Pfff ... neue Schüſſe ... ein leiſer Schrei ... einer ſeiner Leute war am Schenkel verwundet ... das Blut rann ihm in die Hoſe ... Er ſchickte ihn zurück zum Regiment. Die übrigen wurden unruhig und knallten unaufhörlich in das Haus hinein.

Kein Fenſter im Hauſe war mehr ganz.

Wieder ein Verwundeter ... Noch einer ... Der erſte Tote ... Was ſollte er machen?

Es war unmöglich, das Haus, das ſtark beſetzt ſchien, frontal zu ſtürmen.

Er gab den Befehl zum vorſichtigen Rückzug.

Kriechend und knallend zogen ſie ſich zurück.

Als ſie den Ausgang des Dorfes erreichten, ſahen ſie von der anderen Seite die zweite Kolonne ſich ebenfalls knallend und kriechend zurückſchrauben.

Und nun wußte er — und während er erbleichte, brach er in ein krank- und krampfhaftes Gelächter aus:

Die beiden Züge hatten ſich gegenſeitig beſchoſſen!

Zwiſchen den Häuſern und durch die Häuſer hindurch.

Das Geknalle hatte aber nicht nur das Regiment, ſondern die ganze Diviſion, bei der ſich auch Artillerie befand, nervös gemacht.

Den ganzen Nachmittag und Abend böllerte es noch die Täler und Dörfer entlang.

Die Artilleriſten, welche eiferſüchtig darauf waren, daß die Infanterie „ihr Gefecht hatte", zogen die Revolver und begannen ebenfalls zu knallen.

Und da es keine Feinde zu erſchießen gab, ſo ſchoſſen ſie auf alles Lebende, was ihnen in den Dorfſtraßen in den Weg kam.

Alle Hühner, alle Enten, Kühe, Schweine, Katzen, Hunde, Kaninchen, Tauben fielen ihrer Kampfwut zum Opfer.

Die Gräben lagen voll zerfetzter und wimmernder Tiere. Pferde brüllten wie Tiger. Eine tote Katze hing wie der Kaſperle im Kaſperletheater nach der Vorſtellung über der Rampe eines Zaunes. Eine Mutterſau verblutete mitten auf der Gaſſe und drei lebende Ferkel ſogen quietſchend an ihren toten Brüſten.

Einige Gänſe waren vor Schreck geſtorben und lagen ohne Schußwunde im Graſe. —

So hat der Krieg ein wenig ſonderbar für uns begonnen, meinte der Korporal Georges Bobin vom 111. franzöſiſchen Linienregiment, und ich fürchte, er wird ebenſo ſonderbar für uns ausgehen ...

Im Ruſſenlager

Hier ſpürt man an einem Tage mehr vom Krieg als in München in fünf Monaten. Kaum war ich in C. eingetroffen, ſah ich ſchon einen Zug von etwa dreihundert gefangenen Ruſſen, die in einem langſamen ſchläfrigen Marſch, von Landſturmleuten mit aufgepflanzten (erbeuteten franzöſiſchen) Bajonetten eskortiert, durch die Straßen zu ihrer Arbeitsſtätte zogen. Einmal faßten ſie Tritt. Sie ſchmeißen nicht die Beine wie unſere Soldaten, ſondern ſtampfen mit gebogenem Knie den Boden. Wie Pferde bei verhaltenem Trab. Eine unpraktiſche und ſicher ſehr ermüdende Art zu marſchieren.

Sie waren zum größten Teil vorzüglich mit hohen ſchwarzen Juchtenſtiefeln und dicken lehmfarbenen Mänteln ausgerüſtet. Einige wenige gingen in Holzpantinen und hatten ſich aus umgeworfenen Tüchern phantaſtiſche Uniformen hergeſtellt. Einige ſahen wie Mönche oder fromme Pilger aus, die mit leidenden Geſichtern wie zur Melodie eines unhörbaren Trauermarſches marſchierten. Einer in dottergelbem Umhang leuchtete, gleichſam ihr

Götze und wie die Inkarnation ihrer gefangenen Sehnsucht, der braunen Kolonne weit voraus. Am Schluß krochen kleine greisenhafte Kerle mit gelben zerknitterten Masken: Kirgisen und Mongolen aus den sibirischen Regimentern. Kosaken sah ich keine. Auch später bei meinem Besuch im Lager nicht. Es sind sicher welche darunter, aber sie haben sich unkenntlich gemacht. Wenn man nach Kosaken fragt, glauben sie, man wolle sie für die Kosakengreuel in Ostpreußen verantwortlich machen und spießen oder hängen. Ein hagerer, verkommener Bursche in schwarzer Pelzmütze, den ich als Kosak anredete, hob beschwörend wie ein Heiliger auf frühmittelalterlichen Kirchenfenstern beide Hände gegen mich und sagte: „Oh, oh, nix Kosack, nix Kosack."

Die Holzbaracken, in denen die Russen wohnen, sind hoch und luftig und sehr gut ventiliert. Einige Baracken gehen halb in den Erdboden. Die Lagerstätten oder Betten sind dreifach übereinander gestaffelt: die Gefangenen schlafen auf Holzwollsäcken und erhalten als Oberbett feste Wolldecken. Jede Baracke wird von einem großen Ofen geheizt. In einigen Baracken sind noch einige kleine Kochöfen vorhanden, wo die Leute sich ihr Essen aufwärmen oder Tee kochen können. Die hölzernen Tische, auf denen sie essen und arbeiten, lassen sich durch sinn-

reiche Vorrichtung (Umklappen der Platte) in große, mit Zinn ausgeschlagene Waschschüsseln verwandeln.

In der Küche kam ich gerade dazu, wie das Mittagessen ausgeteilt wurde. Ein Koch eines großen Berliner Hotels ist Oberkoch; ihm unterstehen zwei Dutzend russische Köche. Es gab heute Reisfleisch, das heißt Rindfleisch in einer dicken Reissuppe. Zehn Zentner Fleisch waren dazu verarbeitet.

Jeder Mann empfängt einen Liter, Leute, die den Vormittag streng gearbeitet haben, anderthalb Liter. Dazu erhält jeder den Tag ein Pfund (in der Stadt gebackenes und auch von den Einwohnern gern gegessenes) „Russenbrot" — mit Kartoffelmehl durchsetztes Roggenbrot.

In der Hauptbaracke sang uns der russische Gesangverein, der unter Leitung eines gefangenen Petersburger Musikdirektors steht, einige slawische Lieder vor. Zuerst das Glockenlied. Der Vorsänger führt die Melodie. Alle anderen singen im Baß wie Glocken. Zuletzt sangen sie das schwermütige Lied ihrer Erinnerung an die Heimat:

Sag, wo bist du nur, geliebte Heimat?
Wo die Sterne sind, bist du gewiß.
Mädchen, liebes Mädchen, ich muß reiten
In die Ferne und die Finsternis.

Wenn die goldnen Augen nachts vom Himmel sehen,
Denk an mich, der in die Fremde ritt.
Alle Wolken, die von Westen wehen,
Bringen meine Sehnsucht mit.

Ein blutjunger Russe, Infanterist eines Odessaer Korps und bei Suwalki gefangen genommen, stand an die Wand gelehnt, für sich allein, stützte den Kopf in die Hand, schloß die Augen und sprach die Verse leise mit. Seine Lippen bebten und seine Wimpern zitterten. Einige, die faul auf ihren Betten lagen, hielten den Atem an und wußten nicht, wohin sie sehen sollten.

Der merkwürdigste Insasse des Lagers und wert, namentlich genannt zu werden, war der Hund Samuel. Er wurde (eine Art Terrier mit leichtem Einschlag von Dackel) vom Osteroder Landsturmbataillon in der Schlacht bei Tannenberg „erbeutet". Da man sich mit ihm nicht zu verständigen vermochte, gab man ihn an die Russen zurück und internierte ihn im Lager von C. Aber auch die Russen wußten mit ihm nichts anzufangen: er hörte weder auf Russisch noch auf Polnisch. Bis ein Jude, Kaufmann aus Lodz, auf den Gedanken kam, jiddisch mit ihm zu reden. Der Hund sprang, halb irrsinnig vor Freude, verstanden zu werden, an seinem neuen Freunde empor, wedelte mit dem Schwanz, und seine braunen Augen leuchteten wie

die eines fröhlichen Kindes. Der Hund mußte im Besitze einer alten jüdischen Familie gewesen sein und war wahrscheinlich mit mehreren Juden bei Tannenberg zu den Deutschen übergelaufen. Er wurde von den Russen spöttisch Samuel genannt. Er vertrug sich mit keinem rechtgläubigen Russen, bellte sie tapfer an und nahm nicht die verlockendsten Bissen von ihnen.

Der jüdische Kaufmann und die anderen russischen Juden des Lagers gewannen ihn sehr lieb. Manchmal dachten sie: wenn nur alle Juden so viel Mut gegen die Russen aufbrächten wie dieser Hund. Dieser Hund, so spürte man, haßte die Russen aus einer Seele heraus. Und da er ein Tier war, legte er seiner Vernunft keine Zügel an, trug seinen Haß unverhohlen zur Schau und biß die Russen in die hohen Stiefel. Weil er zu allem Überfluß noch ihre Fleischportionen stahl (die er aber nicht fraß, sondern verscharrte), griff eine heftige Mißstimmung gegen ihn unter den Russen Platz. Und da man sich nicht an die wirklichen Juden halten konnte (man war doch nicht in Rußland), erkor man den jüdischen Hund zum Opfer eines Pogroms. An einem Sabbat fanden ihn die Juden erschlagen hinter der Latrine. Sie waren keine Tiere, sondern Menschen, und außerdem in hilfloser Minderzahl. Was würde es nützen, die Russen anzubellen, da man sie nicht beißen durfte? Sie gruben

dem Hunde Samuel ein Grab, und ein gefangener Rabbiner hielt ihm die Leichenpredigt, als wäre er einer der ihren gewesen und ganz ein Jude.

Blumentag in Nordfrankreich

Wir vom ...ten Landſturmbataillon ſind der x-ten Etappen-Inſpektion zugeteilt und haben zurzeit als Garniſon eine kleine Stadt in Nordfrankreich. Wir brennen Tag und Nacht Poſten: auf den Bahndämmen, vorm Lazarett, unter den Brücken. Von abends Sechs bis morgens Zehn ſteht eine Wache auch vorm Bordell. Jeden Morgen um halb Zehn werden die Mädchen durch unſern Stabsarzt unterſucht und kontrolliert. Es ſind neun an der Zahl. Acht Franzöſinnen und eine Deutſche. Die Deutſche iſt ein kleines blondes Ding aus Hamburg. Wenn Leute von uns das Bordell beſuchen, hält ſie den Kopf geſenkt und ſucht mit den Augen zu flüchten. Um keinen Preis der Welt würde ſie ſich einem Deutſchen verkaufen. Wenn wir ſie ſehen, erröten wir. Um der ſchmerzlichen Situation zu entgehen, reißen wir dumme und überlaute Witze und lachen, blechern wie Grammophone. Oder Einer ſetzt ſich ans Klavier und ſpielt: „Die ſchwarzbraunen Mädchen, die hab' ich ſo gern." Dann geht ſie hinaus und weint. Sie iſt ja blond. Die Ein-

wohner der Stadt, Magiſtratsſekretäre, kleine Steuerbeamte, beſſere Kaufleute bevorzugen offenſichtlich die Deutſche. Sie ſehen ſie in den Augen ihrer eigenen Landsleute erniedrigt und weiden ſich an ihren Qualen. Madame iſt entzückt von ihr, denn ſie macht das meiſte Geld. „Wo iſt die deutſche Kuh?“ brüllen die Steuerbeamten, und einer nach dem anderen will ihr für ſein Geld einen Tritt verſetzen. Ich ſprach ſie neulich. Sie heißt Leni. Sie will ſich die Pulsadern durchſchneiden. Sie erträgt dieſes viehiſche Leben nicht mehr. Ich überlegte, wie ihr zu helfen ſei. Sie mußte heraus aus dem Bordell. Aber Madame wird ſich kreiſchend wehren. Man müßte ihr Geld, viel Geld bieten. Ich ſprach mit dem Major, und er gab gern die Erlaubnis für eine Sammlung zu ihren Gunſten innerhalb unſeres Bataillons. Er zeichnete als Erſter zehn Mark. Und nach ihm alle Offiziere und alle die geſetzten bärtigen Landſturmmänner, größtenteils würdige Familienväter. Keiner, auch der ärmſte nicht, ſchloß ſich aus. So kauften wir Leni um den Preis von 1200 Franken von Madame los, kleideten ſie von Kopf bis zu Fuß neu ein und ſchickten ſie mit dem nächſten Lazarettzug, der zurückging, nach Aachen. Kaum, daß ſie ihr Glück zu faſſen vermochte. Sie wollte uns allen einzeln die Hand küſſen und ſteckte jedem, den ſie in der Eile erreichen konnte, eine bunte Papierblume an den Rock.

Die ſchwarze Fahne

Ein Zurückgebliebener ſaß im Café, beſtellte einen Eierpunſch und erzählte:

Ich habe eine unmenſchliche Sehnſucht zu ſterben. Jeder Feldpoſtbrief, den ich von draußen bekomme, erweckt in mir das Gewiſſen einer ſchmerzlichen Scham, weil ich noch lebe. Was rede ich noch? Was ſchreibe ich noch? Der Streuſand der Schrapnells trocknet jede Tinte. Und jede Träne. Manchmal, in dem kleinen ſtillen Zimmer der Vorſtadt, drei Treppen hoch, abends, wenn das Hupen eines fröhlichen Automobils, das Kreiſchen einer deflorierten Katze oder der klappernde Huf eines betrübten Pferdes gedämpft durch die geſchloſſenen Fenſterläden lärmen, ſchreie ich nach einer Erlöſung vom Leben, das mir nur noch wert iſt, weil man es wegwerfen kann. Wie eine angerauchte Zigarette. (Zu einer Zigarre langts bei mir nicht.) Was ſind alle Leiden unſeliger Liebe gegen die qualvolle Begierde nach dem Tod. Ich könnte mich hier zu Hauſe hinter den Kuliſſen erſchießen — aber ich ränge nicht mit dem Tod, ich verblutete nicht,

ich würde nicht um ſeine Liebe. Und ich könnte mich mit meiner ſchönen Geliebten auch nicht ſehen laſſen. (Was hat es für einen Sinn zu lieben, wenn andere Leute nicht ſehen, daß man geliebt wird?) Ich hätte mir hier zu Hauſe den Tod wie ein ſchmutziges Straßenmädchen erkauft. Um den Preis meines Revolvers. (Ein guter Browning koſtet 80 Mark. Ich würde alſo auf den Wert des Mädchens beträchtlich draufzahlen.) Ich will werben um den Tod. Um das Fräulein Tod. Sie ſoll mich lieben lernen. Ich werde ihr ſchmeicheln müſſen. Geſchenke machen. Koſtbare Geſchenke. Beiſpielsweiſe ein hübſches Gedicht, das ich noch ſchreiben würde. Oder einen treuen Freund, den ich ehre wie keinen anderen Menſchen. (Aber ich habe die Pferde ja viel lieber als die Menſchen. Auch die Schildkröten.) Oder ich muß ihr meine Mutter opfern. Eine Frau hat immer am liebſten, daß man ihr eine Frau opfert. Und welche Frau haßt ſie inniger als die Mutter des Geliebten? (Weil ſie ihn nicht ſelbſt auch noch gebären durfte.)

Ich werde in einem Bauernhaus ſitzen, an der Marne, heiter mit einigen Kameraden. Plötzlich fällt eine Granate durchs Dach. Alle meine Kameraden ſind auf der Stelle tot. Richard hat keinen Kopf mehr, und von Hagen ſieht man nur noch eine beſchmutzte Litewka. Ich ſelber aber blieb am Leben. Ich allein: heil an allen

Gliedern. Meine Angehörigen, denen ich den Vorfall geruhſam auf einer Feldpoſtkarte berichte, jubeln und geben die Anekdote in die Zeitung. Ich bin unglücklich. Ich fühle, daß man mich noch verſchmäht. Daß ich mein Herz noch nicht völlig entſchleiert habe. Man glaubt mir noch nicht. Man mißtraut meiner Liebe.

Nun verſuche ich es mit dem Hohn. Ich höhne die Geliebte: frech, bitter, ſchamlos. Ich gehe auf die gefährlichſten Poſten. Vermeide beim Patrouillenreiten jede Deckung. Ich ſitze ab. Die Kugeln ſcharen ſich pfeifend um mich. Ich ſtehe wie ein Indianer am Marterpfahl und kein Pfeil trifft. Ich ſtecke meinen Kopf über den Schützengraben. Wie man einen Kürbis an einer Stange als Zielſcheibe hinhält, zum Spaß und Zeitvertreib. Der Feind langweilt ſich nur. Er ſchießt gar nicht.

Aber ich werde ein Mittel finden, den Tod zur Gegenliebe zu zwingen. Und wenn ich mutterſeelenallein gegen eine ganze Batterie angaloppieren ſollte. (Die Franzoſen werden glauben, ich ſei ein Parlamentär und werden das Feuer einſtellen.)

Ich halte es nicht mehr aus daheim. Wenn der Krieg noch lange dauert, werden die Zurückgebliebenen nicht mehr wiſſen, was ſie vor Verlangen nach dem Tod im Feld machen ſollen. Sie werden den Größenwahn bekommen und glauben, ſie ſeien unſterblich. Sie kennen den Tod

nur aus den Zeitungen. Es wird eine Selbſtmord-epidemie ausbrechen. Man wird ſich gegenſeitig zum Deſſert totſchlagen.

*

Ein kleiner buckliger Herr, mit roten Haaren und einer Hornbrille, der in einer Schale Nuß rührte, ſchwappte wie ein Froſch von ſeinem Sitz auf und kreiſchte:

So wird die ſchwarze Fahne über uns wallen und der Himmel wird von Nacht dunkel berſten.

Millionen und Abermillionen Freiwilliger, Männer, Frauen, Greiſe, Kinder werden dem Rauſchen des ſchwarzen Banners folgen. Verliebt wie Tänzer vor dem erſten Walzer und ſtreng und heilig wie Prieſter der Verklärung.

Die Briefmarke auf der Feldpoſtkarte

Hauptmann R. ſchied ungern von ſeiner ſchönen jungen Frau, die er vor einem Jahre geheiratet hatte, und die, 18 Jahre alt, noch heute ein Kind war. Er brachte ihr jene väterlichen Gefühle entgegen, die dem Manne über 35 Jahren ſo leicht werden. Wie ſollte er aus der Ferne für ſie ſorgen? Sie war ſeiner Sorge ewig bedürftig. Und ein hilfloſes kleines Mädchen ohne ſeine leitenden Blicke, Gebärden und Worte, mit denen er ſie bald zärtlich, bald ſtreng wies oder verwies. Sollte er ſie ihren Eltern, dem Zahnarzt P. und ſeiner Gattin, für die Dauer des Krieges anvertrauen? Er war froh, daß er ſie deren ſeeliſchen Plombierapparaten und Kneif- und Brechzangen entriſſen hatte. So ließ er ſie in der Obhut einer älteren Tante, welche ſchlecht hörte, aber vortrefflich und ausdauernd Klavier ſpielte. Er hoffte, daß Annette (ſo hieß die ſchöne junge Frau) den Tröſtungen der Muſik nicht unzugänglich ſei und mit ihrer holden Hilfe die Trennung leichter überwinden werde. Nun iſt Chopin nicht die rechte Muſik, jemand auf helle Gedanken zu

bringen. Aber was blieb dem älteren Fräulein übrig, als Chopin zu ſpielen? Da ſie ihn und nur ihn ſeit 43 Jahren ſpielte? Sie ſpielte Chopin, und Annette lauſchte, ſeufzend und ſtrickend.

Zum Abendbrot erſchien jeden Mittwoch und Samstag ein entfernter Vetter von ihr, ein junger Poſtreferendar, welcher entweder als unabkömmlich erklärt war oder dem ungedienten Landſturm angehörte. Er erzählte ihr von ſeiner Briefmarkenſammlung, und ſie lachte gern mit ihm. Eines Mittwochabends küßte er ſie im Korridor. Und den Samstag darauf wußten ſich ihre Lippen kaum zu trennen. So ineinander verbrannt waren ſie.

Hauptmann R. machte Namur und Charleroi mit. Er wurde in den Straßenkämpfen ſchwer verwundet und in das Lazarett von Lüttich eingeliefert. Hier lag er nun und träumte fiebernd von ſeiner jungen, ſchönen Frau, welche noch ein Kind war. Sollte er ihr ſchreiben laſſen, wie es um ihn ſtünde? Eine nie zuvor begriffene Eiferſucht ließ ihn heftiger glühen, da er ſein Weib blühend und geſund und ſich ſelber für alle Zeit verkrüppelt und verſtümmelt fühlte. Er diktierte der Schweſter eine Feldpoſtkarte: „Liebe Annette, ich liege leichtverwundet im Lazarett von Lüttich, Du brauchſt Dir keine ſchlimmen Gedanken zu machen. Sei umarmt von Deinem getreuen Gerd.“ Aber auf die Feldpoſtkarte klebte er eine belgiſche Briefmarke.

In den Tagen ihrer Verlobung hatten sie ihre heimlichen Liebesgeständnisse immer in winziger Schrift unter der Briefmarke verborgen.

Die Feldpostkarte langte eines Samstagabends an. „O," sagte Annette bedauernd, „er ist leicht verwundet. Aber es geht ihm gut." „Zeig einmal die Briefmarke," sagte der Postreferendar. „Willst Du sie für Deine Sammlung haben?" fragte Annette und begann, sie vorsichtig abzutrennen. Leise erschrak sie und las: „Wenn es Dich treibt, im Gedächtnis unserer Brautzeit die Marke zu entfernen, so weiß ich, daß Du mich noch liebst wie einst, und daß Du stark genug bist, auch das Entsetzlichste zu vernehmen und mit heiligem Herzen zu tragen: meine Augen sind erblindet, meine Füße von einer Granate zerrissen. Ich bin nur noch ein Stumpf. Sei stark. Es liebt Dich wild wie je Dein Gerd."

Annette faßte sich an die Brust. Sie wollte schreien. Der Postreferendar war erblaßt. Im Nebenzimmer spielte die Tante einen Chopinschen Walzer. Wie zwei zerschossene Vögel fielen die Augen der Annette tot in sich zusammen.

Der polniſche Jungſchütze

(Für Ira)

Ich bekam von der Lazarettinſpektion eine Karte, ob ich nicht einen ſchwerverwundeten polniſchen Jungſchützen beſuchen wolle, der vor drei Tagen eingeliefert ſei. Er verweigere jede Nahrungsaufnahme. Glaube ſich noch immer in Feindesland. Deliriere. Da niemand polniſch ſpreche, könne man ſich mit ihm nicht verſtändigen.

Ich machte mich auf den Weg.

Er lag in einer Einzelkammer. Auf ſeinem Nachttiſch ſtand ein kleiner künſtlicher Weihnachtsbaum mit winzigen roten Lichtern beſteckt. Es war der zweite Advent.

„Wer da?“ ſagte er auf polniſch und krümmte ſeine linke Hand auf der Bettdecke wie einen Revolver gegen mich.

„Gut Freund,“ gab ich polniſch zurück.

„Das iſt nicht die Parole,“ ſagte er mißtrauiſch, „aber Sie ſprechen wenigſtens polniſch. Die Parole lautet Warſchau. Wer ſind Sie?“ Jetzt betrachtete er mich. „Sie lächeln ſo friedlich. Sie ſind kein Ruſſe. Sie ſprechen pol-

niſch. Sind Sie der Tod? Der Tod ſpricht polniſch. Mein Herr, wenn ich mich Ihnen vorſtellen darf, damit Sie nicht irren: Konſtantin Barzynski, Profeſſor der Naturgeſchichte in Tarnopol. 31 Jahre alt. Wer ſollte glauben, daß die Welt erſt 31 Jahre beſteht? Aber es iſt ſo. O die kleinen Tarnopoler Mädchen! Aus den Vorſtädten. Sie ſchreiben mir immer Karten mit blonden oder ſchwarzen Mädchenköpfen und einen Vers darunter:

Ach bitte ſchön und ſei ſo gut,
Du weißt ja, wie die Liebe tut.

Ich bin ein rechter Sünder. Ich habe ſchlimme Augen. Wie der Hunger. Und der Hunger hat Augen wie ein ruthenischer Pope. Im Juli war ich noch in Spalato. Ich kann nicht ſagen, daß man die Öſterreicher in Dalmatien liebt.

In Spalato im Hotel war ein junges Ehepaar. Entzückend. Entzückend naiv. Einmal traf ich ſie abends am Strand. „Schani," ſagte ſie, „nimm dich vor den Schlangen in acht. Tritt nicht aus Verſehen auf eine Kreuzotter." „Meine Herrſchaften," ſagte ich, „es gibt keine Schlangen am Meeresſtrande. Sie können ſich auf mich berufen. Ich unterrichte Naturgeſchichte in Tarnopol."

Als ich nach Hauſe kam, entdeckte ich ein kleines Kind auf meinem Bett. Ich dachte, es wäre mir plötzlich eines

geboren worden ... von den kleinen Tarnopoler Mädchen ... aber es war das Kind der Wirtin. Die dalmatiſchen Frauen ratſchen gern und legen ihre Kinder derweilen ab, wo es ihnen paßt. Aber mein Herr, das Schlimmſte kommt erſt. Haben Sie einmal Digitalis genommen? Ich möchte jeden einzelnen Ruſſen mit meinen Händen erwürgen und zuvor den Nikolajewitſch. Die Ruſſen erkennen die polniſchen Jungſchützen nicht als Soldaten an. Sie hatten etliche der unſeren gefangen genommen. Wir zogen die Straße ihres Rückzuges her. Obgleich ich Profeſſor der Naturgeſchichte bin und die Naturgeſetze definieren kann — wurde ich verrückt. Ich wurde derartig verrückt, daß es mir ganz egal war, als einer neben mir niederfiel ... Bauchſchuß ... und wie ein Schwein ſchrie. Herr ... die Bäume der Straßen waren als Weihnachtsbäume dekoriert ... mit polniſchen Jungſchützen. Sechs hingen immer an einem Baum. Hübſch regelmäßig. Ich warf meinen Kopf herum und brüllte lauter als eine Feldhaubitze. Und dann kletterte ich den erſten Baum empor und ſchnitt die erſten ſechs ab. Sie ſollten nicht in der Luft hängen und zu Rauchfleiſch dörren. Sie ſollten ihr ehrliches katholiſches Begräbnis haben. Die Haut hing wie in Fetzen von meinen Händen. Aber ich grub im Schweiße meines Angeſichts ein Grab, drei Stunden lang, da war es ſo tief, daß nach

meiner Berechnung 120 Mann Platz darin hatten. Ich stieg auf den nächsten Baum. Und schnitt sechs ab. Sie fielen wie reife Birnen vom Baum. Da stieg ich auf den dritten, dann auf den vierten Baum. Beim fünften spürte ich, daß ich nicht mehr weiter konnte. Daß ich im Begriff war, mich selber aufzuhängen. Das war denn auch das Ende vom Liede. Wie Sie mich hier sehen: hänge ich an einem Baum, mit fünf anderen polnischen Jungschützen. Ich wehe im Winde. Meine Knochen schlagen aneinander. Cis-Moll. Die verfluchten Muschiks schießen Scheiben nach mir. Bautz habe ich eine Kugel in der Lunge. Aber das macht nichts. Wenn ich keinen Speichel mehr habe, will ich ihnen meinen letzten Blutstropfen ins Gesicht speien ...

Die Revolutionärin

Anna Emeljanowa iſt die Tochter eines reichen ruſſiſchen Bauern. Was man ſo einen reichen ruſſiſchen Bauern nennt: er beſitzt ein paar Schweine, ein paar Kühe, ein kleines Haus. Und das kleine Haus iſt etwas weniger ſchmutzig als die Häuſer der anderen. In der guten Stube ſitzt auf irgendeiner Stuhllehne ein grauer Papagei, der ausſieht wie ein Rabe. Er kann nur zwei Worte: „Anna“ und „Nitſchewo“. Wenn er „Anna“ ruft, dann geht der alte Bauer vors Haus, hält die Hand vor die Augen und ſieht in die leere Luft, bis ihm die Augen brennen.

Anna Emeljanowas Heimatsdorf ſteht hart an der preußiſch-ruſſiſchen Grenze. Man kann von der Grenzbarriere, wo die große Chauſſee aus dem einen ins andere Land läuft, die Spitze ſeines Kirchturmes ſehen. Und wer nur die Spitze des Kirchturmes ſeiner Heimat mit ſeinen Augen ſieht: was ſieht der mit ſeinem Herzen!

Wie oft ſtand Anna Emeljanowa an der Barriere und ſah hinüber nach ihrer Heimat mit der unendlichen Sehn-

sucht des Russen, der wegen revolutionärer Umtriebe aus Rußland verbannt ist und nur über die Grenze blicken, sie aber niemals mehr überschreiten darf. Gewiß: man kommt mit einem falschen Paß schon wieder nach Rußland hinein, aber wer der russischen politischen Polizei von 1905 her so gut bekannt ist wie Anna Emeljanowa, darf es nur unter besonderen Umständen wagen, wenn er nicht „für die Sache" verloren sein will. Und Anna Emeljanowa wird sich „für die Sache" nur opfern, wenn es „der Sache" Nutzen bringt.

*

Ich lernte Anna Emeljanowa vor zwei Jahren in Genf in einem Cafégarten kennen. Man träumte über den See hin, ließ sich den Schleier des Mont Blanc vor die Stirn wehen und wandte seine Blicke, angeödet von der braunen Langeweile des Salève, weg: zum violetten Wasser, zu den hellblau schimmernden Schwänen am Ufer, die man in Gedanken streichelte. Schwäne darf man nur in Gedanken streicheln. In Wirklichkeit beißen sie und sind sehr bösartig.

„Sehen Sie," sagte Anna Emeljanowa plötzlich — wir hatten das Gleiche gedacht — „Rußland ist für uns Revolutionäre ein solcher Schwan . . ."

Und sie fuhr mit einer zärtlichen Handbewegung durch die Luft.

Anna Emeljanowa iſt verheiratet.

Ich lernte auch ihren Mann kennen: einen ſanften, ſchwarzbärtigen, und wie es hieß, ſehr talentvollen Maler.

Anna Emeljanowa hat keine Kinder. Und dabei ein wundervoll mütterliches Herz wie viele ruſſiſche Revolutionärinnen. Stundenlang ſpielt ſie mit verdreckten Kindern in rohen und unreinlichen Gaſſen und geht zu ihren Eltern auf die Wohnung.

Anna Emeljanowa darf keine Kinder haben. Die „Sache" will es. Sie darf ſich an kein weltliches Glück binden.

Ihr Gatte iſt natürlich ebenfalls Revolutionär. Immer müſſen ſie warten, daß „die Sache" ſie plötzlich ruft. Und dann müſſen ſie bereit ſein. Sofort. Ohne Verzug. Sie beſitzen nur das Allernotwendigſte. Eine kleine, möblierte Wohnung. Zwei Zimmer. Ärmlich und aſketiſch eingerichtet. Selbſt an Büchern nur das Notdürftigſte. Etwa: Bakunin, Tolſtoi. Eine Kiſte Zigaretten. Einen Samowar. Und einen Teller ſüßliche Nußkuchen.

„Rußland iſt ſo groß," ſagte Anna Emeljanowa immer, „muß man es nicht lieben?"

Und ihre Gedanken irrten wohl zu der Chauſſeebarriere an der preußiſch-ruſſiſchen Grenze, an der ſie

manchmal ihrem alten Vater die Hand ſchütteln und die Kirchturmſpitze ihrer Heimat ſehen durfte.

Ich hatte lange von Anna Emeljanowa nichts gehört. Da kam neulich eine Karte aus Genf. Darauf ſtanden nur dieſe Worte:

„Die Sache ruft. Leben Sie wohl. Anna Emeljanowa."

*

Wie man in ruſſiſchen Zeitungen lieſt, finden in den ruſſiſchen Lazaretten Teeabende ſtatt. Es wird geſungen, muſiziert, rezitiert und von den Leichtverwundeten auch ein wenig gelacht und Schabernack getrieben. Die Schweſtern ſind angehalten, ſich auf das angelegentlichſte mit den geiſtigen Bedürfniſſen der Leute zu beſchäftigen. Die Schweſtern und die Verwundeten ſprechen ſehr viel und ſehr leiſe miteinander — ſo leiſe oft, daß man es am nächſten Bett nicht hört — und ich glaube, in einer dieſer Schweſtern ... Anna Emeljanowa zu erkennen.

Die Witwe Pulko

(Für Hanns Schmidt)

Ich bin mit der Witwe Pulko gut bekannt, um nicht zu ſagen befreundet. Sie wohnt in Wismar, am Hafen, nicht weit von jener kleinen, verräucherten Kneipe, die „König Chriſtian" oder ſo ähnlich heißt und in der es für 30 Pfennig einen Grog und einen Glühwein gibt, wie auf der ganzen Welt ſonſt nicht: ein Wein, der wirklich glüht und glühen macht — ein Glühwein alſo, der (wenn dieſe Redensart nicht ein wenig deplaziert wäre) ſich gewaſchen hat.

Es iſt einige Wochen her, daß ich wieder einmal in Wismar war. Wismar iſt das Sinnbild einer blonden und blauäugigen nordiſchen Stadt. Die Backſteingotik der Kirchen und alten Häuſer macht ſie ſchwer, trotzig und maſſiv. Eine Stadt, die weiß, was ſie will, und nur will, was ſie kann. Eine alte Stadt, voll geſchweifter Straßen, in denen braune Gebäude, wie die gotiſche alte Schule, der erratiſche Block der Georgenkirche oder der von der Renaiſſance ſtiliſierte Fürſtenhof einen wie ſteinerne Hunde anfallen. Eine „beſchränkte" Stadt,

deren steife und kalte Strenge durch vorzügliche warme Grogs angenehm gemildert wird, die einem wie Kinderballons leicht und luftig ins Hirn steigen. Die Menschen und die Kirchen stoßen nicht in den Himmel: die Türme sind abgestumpft. Die stumpfen Türme und die stumpfen Menschen geben der Stadt eine gemessene Haltung und gedrungene Geschlossenheit.

Ich saß mit meinem Freunde Hanns Schmidt, der gerade vom Osten, von Iwangorod, zurückgekommen war, im „Alten Schweden" beim Bier. Wir sahen durch die Scheiben hinaus auf den Marktplatz. Vor der Wache standen breitbeinig ein paar Soldaten. Am Schöpfungsbrunnen wandelte ernsthaft ein Liebespaar. Ältere Herren betrachteten aus vorsichtig geöffneten Fenstern prüfend das Wetter am Himmel. Kinder verschwanden mit eiligen Beinen spielend um eine Ecke. Frauen, grau gekleidet, durchschritten mit großen Körben diagonal den Platz.

Ein dumpfes Geräusch wie sehr ferner Donner ließ die Luft leise klirren.

„In Swinemünde oder Kiel oder auf der See draußen haben sie wieder Übungsschießen", sagte Hanns. Dann lachte er. Er lachte wie eine Lachtaube. Gurrend. Auf der Schule habe ich ihn schon immer wegen seines Lachens gern gemocht. „Die Wismarer alten Tanten glauben

immer, es seien Russen, die mit ihrer sogenannten Ostseeflotte da draußen herumschießen. Und sie hätten es auf den Wismarer Wasserturm abgesehen . . ."

Wir tranken, allen alten Tanten zur Beruhigung, auf ihr Wohlergehen.

Die Dämmerung hängte sich wie eine Spinne zwischen die vielen zierlich aufgetakelten Briggs und Schoner, die zum Schmuck der Kneipe oben an der Decke angebracht waren.

„Du," sagte ich, „Hanns: es wäre Zeit, die Witwe Pulko über die allgemeine Weltlage zu befragen. Was meinst Du?"

Und wir schlichen durch die dämmernden Gassen zur Witwe Pulko, die unten am Hafen wohnt, in einem kleinen einstöckigen Haus, in einer feuchten kalten Stube, nach hinten heraus — die Witwe Pulko, mit der ich gut befreundet bin, die mir, ganz Wohlwollen und Biederkeit, unermüdlich ein langes Leben, Ruhm, Ehre, eine unverhoffte Erbschaft, eine erfolgreiche Reise über das große Wasser, eine millionenschwere Heirat mit der Tochter eines ungarischen Magnaten (amerikanische Millionärinnen sind seit dem Krieg bei den Wahrsagerinnen offenkundig nicht mehr beliebt . . .) und was dergleichen erfreuliche Dinge mehr sind, zu prophezeien pflegt.

Ihre Prophezeiungen haben, im Gegensatz zu denen

großstädtischer Vertreterinnen der geheimen Kunst, den großen Vorzug der Billigkeit. Sie kosten durchschnittlich nur 50 Pfennig, und sind darum doch nicht weniger wahr als die Wahrsagungen zu 5, 10 und 20 Mark — Preise, wie man sie wahrsagenden „Damen der Gesellschaft" in Berlin zu zahlen pflegt.

Die Witwe Pulko hat verschiedene Methoden. Man kann ihr eine gewisse Reichhaltigkeit ihrer geistigen und manuellen Gaben nicht absprechen. Sie liest aus dem Kaffeegrunde die Zukunft. Aus behutsam aufgeschichteten Sand- oder Salzhäufchen liest sie die Vergangenheit. Sie kennt das Zigeuneralphabet. Sie beherrscht die deutsche, spanische und französische Kartenkunst. Sie ist im Besitze eines polnischen Traumbuches. Sie hat die Geheimnisse des 13. Buches Moses' erschlossen.

Als wir bei der Witwe Pulko eintraten, saß sie unter der Petroleumlampe und studierte den „Ostseeboten".

„Ja, Witwe Pulko, da bin ich mal wieder," ich verneigte mich höflich, „und möchte mir wieder mal erlauben, Sie zu konsultieren."

Damit legte ich ein Markstück auf den Tisch.

„Herrgott, Herrgott, junger Herr, was is es denn? Haben Sie Liebeskummer? Soll ich die Karten befragen?"

„Nein, Witwe Pulko, diesmal ist es kein Liebeskummer.

Diesmal brauchen Sie auch Ihre Karten nicht zu befragen. Es handelt sich um den Krieg ..."

„Und was wollen Sie über den Krieg wissen?"

„Wann ist der Krieg aus, Witwe Pulko? Wissen Sie das?"

Witwe Pulko wiegte ihren Pelikankopf.

„Ich weiß es, junger Herr, ich weiß es. Aber Sie dürfen mich nicht verraten ..."

Sie holte eine Schiefertafel vom Schrank, legte sie vor sich auf den Tisch und begann Zahlen zu schreiben. Dann zeigte sie mir die Zahlen. Und die Zahlen sahen so aus:

$$\begin{array}{r} 1870 \\ +\ 1871 \\ \hline 3741 \\ 37 \mid 41 \\ 3+7 \mid 4+1 = 10.\ 5. \\ 1914 \\ 1915 \\ \hline 3829 \\ 38 \mid 29 \\ 3+8 \mid 2+9 = 11.\ 11. \end{array}$$

„Eine einfache Addition. Die heilige arabische Addition," sagte Witwe Pulko. „Am zehnten im fünften, das heißt am zehnten Mai 1871, wurde der Friede zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossen."

Hanns und ich haben keine Kenntnis in Geſchichtszahlen und ſo glaubten wir der Witwe Pulko aufs Wort.

„Für 1915," fuhr Witwe Pulko belehrend fort, „ergibt ſich durch die heilige arabiſche Addition der elfte November als Friedenstermin ..."

*

Ich ließ der Witwe Pulko noch ein blankes Zweimarkſtück zurück. (Papiergeld gilt bei den Wahrſagerinnen noch immer nicht als voll ...)

Auf dem Nachhauſeweg meinte Hanns und ſah auf ſeine Stiefelſpitzen:

„Es iſt ja zweifelhaft, daß ſich der Geiſt des hiſtoriſchen Geſchickes ausgerechnet in der Witwe Pulko offenbart und manifeſtiert — aber ſchön wär es ſchon ..."

Bett Nr. 13

„Chinin," ſagte der junge Aſſiſtenzarzt und ſah durch das Fenſter der Baracke.

Auf dem Hofe hüpften vier Mann um ein Maſchinengewehr. Ein Leichtverwundeter ſchwebte blaugeſtreift unter den Kaſtanien. Im Schützengraben, der zur Übung angelegt war, turnte eine Katze.

Schweſter Creſcenzia neigte die ſchmale weiße Stirne und ging zur Hausapotheke.

Der junge Aſſiſtenzarzt ſeufzte.

Er dachte an Manon.

Er ſehnte ſich nach ihr.

Pferde ſind doch netter als Frauen. Und mindeſtens ebenſo hyſteriſch.

Er faßte die Hand des Kranken, zählte den Puls, ſah auf die Uhr und ging zerſtreut und ſporenknarrend hinaus.

Nr. 13 hob ſich ſanft aus dem Bett.

Seine grauen Augen ſchlichen hinter dem Arzt her, wie Ringelnattern. Sie verſuchten ſich zwiſchen den Türſpalt

zu ſchieben. Die Tür fiel klappernd und zitternd ins Schloß.

Die Augen kamen zurück.

Nr. 13 dachte nach.

Chinin hat er geſagt. Was heißt das?

Nr. 13 ſank in die kahlen Kiſſen zurück.

Man iſt ſo einſam. So einſam, wie ... wie ... wie ein Menſch. Die Kiſſen ſind ſo kalt. Man ſelber ſo heiß. Und die ganze Stube brennt vor Hitze.

Herrgott iſt das eine Hitze.

Wie damals in Südweſtafrika.

Die Zuckerfabrik von Souchez ... alle Wetter ... alle Himmel ... das war keine Kleinigkeit. Auf der Fabrik möcht ich keine Aktien ſtehen haben.

Chinin — Gott wo hab ich das nur ſchon gehört. Chi — nin. Chi — na. Nein, das iſt es nicht.

Nr. 13 verſuchte ſich aufzurichten. Hinter ihm, am Bett, drohte eine ſchwarze Tafel. Da waren Zahlen drauf geſchrieben und ein paar lateiniſche Namen. Fieberkurven kletterten in den Himmel.

Nr. 13 erſchrak.

Ich erblinde.

Ich muß blind geworden ſein. Ich kann nicht mehr leſen. Kann ich noch ſchreiben? Ich möchte was ſchreiben. Kleine Gedanken. Einen Vers. Ich bin doch nicht dumm.

Ich hab doch mal zwei Gedichte in der „Jugend" gehabt. Und eine Geſchichte von mir iſt ins Ruſſiſche überſetzt worden. Von einer weichen Ruſſin.

Die war meine Geliebte. Meine einzige.

Nein: Meine einzige nicht. In Südweſt damals: da war noch eine. Ein Hereromädchen. 14 Jahre alt. Mit Brüſten wie Kupfer. Das wird jetzt beſchlagnahmt. Mit Händen wie Wieſe. Und ſtolzen Knabenfüßen. Und einem Oaſenmund.

Ich bin dazu verdammt, meine Feinde zu lieben. Meine Feindinnen.

Ich bin ein Chriſt. Von Paſtor Gluſchke konfirmiert.

Wie hieß die ſüße Negerin. Ro —ri. Ro —ri. Das klingt eigentlich wie ein alkoholfreies Erfriſchungsgetränk.

Sie war gar nicht ſchwarz, ſondern kakaobraun. Und ein Kind hatte ſie: drei Monate alt. Das ſchnupperte wie eine Maus, und ſchnappte ſpielend nach meiner Hand.

Wenn ich nur ein Kind von ihr hätte.

Nr. 13 bebte.

Ich will noch nicht ſterben. Ich will ein Kind haben. Einen Sohn. Einen Afrikaner. Damit ich leben bleibe, wenn ich ſterbe.

Schweſter ... Schweſter, kommen Sie ... helfen Sie mir ... ich will ein Kind ...

*

Die Schweſter nahte mit kurzen haſenhaften Schritten.

„Was haben Sie?“ fragte ſie mild und ihre Haube neigte ſich über ihn, „haben Sie Schmerzen?“

„Chinin — was iſt das? was hab ich für eine Krankheit?“

Nr. 13 bebte.

„Es wird alles wieder gut,“ ſagte die Schweſter leiſe und ſtreifte das Bett.

Dann wandte ſie ihr kühles Geſicht zur Seite.

*

Meine Lunge iſt ganz voll Sand, fühlte er.

Ein heißer Wind kräuſelt meinen Kopf, als ob er ein Meer wäre. Die Steppe ſteigt über meine Schultern. Mit funkelnden Sohlen. Sandflöhe wimmeln in meinem Hemd.

Kakteen ſtechen mein Herz.

Schweſter! ich habe Südweſt mitgemacht. Ich bin ein Südweſt-Afrikaner. Sehen Sie die gelbe Medaille auf meiner Bruſt?

Windhuk bricht aus meinen Blicken. Okahandja weint. Tauſend Ochſen ſtampfen durchs Gelände. Antilopen ſpringen fern auf bläulichen Gipfeln. Affen hängen in ſchwankenden Äſten. Ich blühe auf wie die Victoria regia.

Glanz bin ich und flach: ein rieſiges Blatt. Ein roſiger Laubfroſch ſitzt auf meinem Bauch.

*

„Malaria im Rückfall," ſagte der junge Aſſiſtenzarzt und dachte an Manon. „Ich habe ihn ſowieſo bloß auf zwei Tage geſchätzt."

Stammtisch

Eines Abends erschien am Stammtisch „Hindenburg" ein junger magerer Mann, den niemand kannte, und machte sichs bequem. Er stellte seine Röllchen untern Stuhl und trug dem in devoter Erschrockenheit herbeieilenden Kellner auf, einen Würfelbecher zu beschaffen. Der klapperte nun bald in der knochigen Hand des jungen Mannes, welcher die Bank hielt. Es galt lustige Sieben. „Einsatz," sagte der junge Mann, „nicht unter zehn Mark. Ich nehme auch immobile Werte in Zahlung: hohle Köpfe, rote Herzen, Bauterrains zu Friedhöfen geeignet, eiserne Kreuze und so weiter. Nur keine weiblichen Brüste. Sie widerstehen mir ..." — Es ging wie mit dem Teufel zu. Jeder verlor. Der wabblige Amtsgerichtsrat seine (unbeträchtlichen) juristischen Kenntnisse. Der Apotheker seinen Giftschrank. Der Oberlehrer wollte seinen Verstand verlieren und in Zahlung geben. Aber der junge Mann wies ihn als unbrauchbar und defekt zurück. — Der junge Dichter verlor sein Herz. Als er es nun auszahlen wollte, stellte es sich heraus, daß er gar

keines hatte, sondern daß er dasselbe besaß wie der junge Mann. Er konnte es also überhaupt nicht verlieren. Da erkannten sie sich und tranken Duzbrüderschaft. Nachher pokerten sie noch zu zweien, und siehe: der Dichter hielt alle Damen in der Hand, der junge magere Mann nur das Pique-Aß. So übertrumpfte der Dichter den Tod.

Bartholomäus und der junge Mann

(Einem Freunde)

Bartholomäus hatte ihn im Odeoncafé kennen gelernt. Das Café war ziemlich gefüllt und er mußte ſich an einen Tiſch ſetzen, an dem bereits ein junger Mann ſaß.

Er lüftete den in London gekauften Zylinder und fragte mit ſeiner leiſen gepflegten Stimme:

„Iſt hier ein Platz frei?"

Der junge Mann lächelte höflich, aber doch ein wenig verächtlich zu ihm und ſeinem Zylinder empor und ſagte: „Bitte."

Bartholomäus hörte aus dem Klang des einen Wortes ſofort den eingeborenen Münchner heraus.

Er beſtellte ein Erdbeereis mit Schlagrahm und prüfte unauffällig den jungen Mann, der ihn — er wußte nicht warum — ſtark zu beſchäftigen begann.

Der junge Mann trug einen einfachen blauen, und dem Stoff nach zu urteilen, ſehr wohlfeilen zweireihigen

Jackettanzug, der ihm mit einer ungewollten Eleganz zu Leibe ſtand.

In ſeinem rotbraunen kantigen Indianergeſicht ſteckte eine Virginia zu zwölf Pfennig.

Zwei harte blaue Augen muſterten mit einer heiteren und beſtimmten Sachlichkeit bald den, bald die aus dem Publikum.

Die Kapelle ſpielte den Walzer aus dem Roſenkavalier.

„Eine nette Muſik," ſagte der junge Mann und ſprach das letzte Wort zu Bartholomäus herüber.

„Gewiß." Bartholomäus pflichtete dem jungen Mann zuvorkommend bei.

„Es iſt ein Walzer," ſagte der junge Mann. „Von wem wohl?"

„Von Strauß," beeilte ſich Bartholomäus Auskunft zu geben.

„Der Strauß hat noch mehr nette Walzer gemacht, zum Beiſpiel die Donauwellen," ſetzte der junge Mann das Geſpräch fort.

„Das iſt ein anderer Strauß," meinte Bartholomäus, „es gibt ſehr viele Komponiſten, welche Strauß heißen."

„Eigentlich iſt es ja auch gleichgültig wie die Leute heißen, welche Muſik machen," gab der junge Mann zu bedenken, „es iſt nur gut, daß überhaupt Muſik auf der Welt iſt. Was hätten wohl die Menſchen, wenn ſie ſterben

müßten, ohne einen Walzer gehört oder getanzt zu haben."

„Sie tanzen gern?"

„So gern wie eine Frau."

„Und Sie ſcheinen mir doch einer der männlichſten Männer, die mir je begegnet ſind." —

„Frauen tanzen immer für andere, ich tanze für mich ſelbſt."

„Wann haben Sie zuletzt getanzt?"

„Vor fünf Wochen."

„Wo? Hier in München? Wo tanzt man hier?"

„In Buenos-Ayres."

„Sie waren in Buenos-Ayres?"

„Ich komme direkt daher."

„Direkt aus Buenos-Ayres in dies Café?"

„Direkt aus Buenos-Ayres in dies Café! Mein Gepäck — wenn ich mein Bündel Gepäck nennen darf — liegt noch auf dem Bahnhof."

„Aber Sie ſind doch Münchner . . ."

„Gewiß . . ."

„Verzeihen Sie die Neugierde: wo haben Sie in Buenos-Ayres getanzt? In einem Varieté?"

„Nein, im Spital."

„Sie ſind kein Berufstänzer?"

Der junge Mann lachte laut und ernſthaft.

„Ich war Krankenpfleger. Ich habe den Sterbenden im Spital, ehe sie starben, noch einmal das Leben vorgetanzt."

Bartholomäus klopfte sich mit den grauen Glacéhandschuhen nervös und nachdenklich auf die Schenkel.

„Verzeihen Sie," sagte er endlich und betonte zögernd und wie ergriffen jedes Wort, „verzeihen Sie, wenn ich noch eine weitere Frage an Sie richte. Ich beginne, Sie als mein Schicksal zu ahnen. (Nicht zufällig trat ich an diesen Tisch ...) Alles, was ich je gedacht habe, das haben Sie getan. Sie sind recht eigentlich der, der mein Leben lebt. Ich denke es nur. — Wie alt sind Sie?"

„Siebzehn Jahr," sagte der junge Mann und lächelte. Denn er verstand nicht viel von dem, was Bartholomäus sagte.

„Siebzehn Jahr!" echote Bartholomäus und versuchte, sich zu verwundern, „siebzehn Jahr! Mit wie viel Jahren sind Sie denn von Hause fort?"

„Mit vierzehn."

„Ausgerückt?"

„Natürlich!"

„Und jetzt —?"

„Bin ich wieder hier!"

„Sie haben Recht: Sie sind wieder hier. Sie sind überall, wo Sie sind. Aber ich bin zum Beispiel nicht da,

wo ich bin. Ich ſitze gar nicht hier auf meinem Stuhl."

„Wo ſind Sie dann, wenn ich fragen darf?" fragte der junge Mann beluſtigt und ließ ſeine ſilbernen Zähne glänzen.

„Mein Wille ſitzt auf Ihrem Stuhl und nur mein Gedanke aß dieſes Erdbeereis ... Aber das begreifen Sie nicht, und Sie ſollen es auch nie begreifen— ."

Bartholomäus erhob ſich.

„Ich habe noch eine Verabredung in der Bar mit dem Dichter Rainer Joſefa Fintenfein. Hier iſt meine Karte. Ich würde mich ſehr freuen, wenn Sie mich einmal beſuchen würden. Ich bitte Sie darum. Vielleicht kann ich Ihnen (und mir) ein wenig nützen. Guten Abend."

Bartholomäus ließ ſich von der Kellnerin den Pelz umlegen und verneigte ſich leicht.

Der junge Mann ſah ihm nach. Dann ſah er auf die Viſitenkarte, die Bartholomäus ihm gereicht hatte, ſchüttelte den Kopf und zündete ſich eine neue Virginia an.

*

Bartholomäus lebte hinfort nur das Leben des jungen Mannes. Das heißt: er ließ ſich ſein Leben von dem jungen Mann erleben.

Er dachte: es wäre hübſch, jene Schauſpielerin zu lieben. Und der junge Mann liebte ſie.

Er dachte: es wäre an der Zeit, nach Monte Carlo zu fahren.

Und der junge Mann fuhr nach Monte Carlo.

Der Dichter Rainer Josefa Fintenfein schrieb ein Sonett auf den jungen Mann, welcher im Spital von Buenos-Ayres den Sterbenden zwischen den Betten noch einmal das Leben vorgetanzt hatte.

Der Maler Ramsold Ruck malte ihn als Schiffsjunge mit einem Hintergrund von unerhört wundervollem Blau. Und dieses Blau sollte der südamerikanische Himmel sein.

Der Schauspieler Kalischer Bohnenblust spielte in seiner Maske den Hannibal in der Komödie „Hannibals Brautfahrt".

Bartholomäus hatte alles dies erdacht, und zum erstenmal in seinem Leben wurden alle seine Gedanken zu Taten.

Er war eins mit sich, weil er eins mit dem jungen Mann war.

*

Als der Krieg ausbrach, wurde Bartholomäus von ihm wie von einer Sensation erfaßt.

Er meldete sich bei den leichten bayerischen Reitern als Kriegsfreiwilliger.

Aber der schwer Herz- und Lungenkranke wurde als völlig dienstuntauglich bei der Musterung zurückgewiesen.

Der junge Mann zog an seiner Stelle ins Feld.

Und er sang ihm am letzten Abend zur Guitarre noch allerlei Lieder: deutsche und spanische und englische, und zum Schluß sang er das alte Soldatenlied:

„Ich weiß nicht, bin ich reich oder arm
Oder gehts mit mir zum Verderben?
Ich weiß nicht, komm ich noch einmal nach Haus
Oder muß ich vorm Feinde sterben ..."

Dann gab er ihm die Hand, sagte: „Adiö, Bartholomäus" und ging.

*

Als die Nachricht kam, daß er bei Souchez gefallen sei: durch Kopfschuß beim Sturmangriff —, da wußte Bartholomäus, daß er für ihn gestorben sei.

Er, Bartholomäus, hätte eigentlich so sterben müssen. Ihm war dieser Tod zugedacht.

Aber da er sein Leben nicht gelebt hatte, so war er auch seinen Tod nicht gestorben.

Er begriff, daß es keinen Zweck mehr für ihn habe, sich mit dem Dichter Rainer Josefa Fintenfein in der Odeonbar zu verabreden, im Kunstsalon Dietzel ein Bild von Ramsold Ruck zu kaufen und den Schauspieler Kalischer Bohnenblust in seiner neuesten Rolle zu betrachten.

Er fuhr eines Tages nach Berchtesgaden.

Touriſten begegneten ihm noch auf dem Wege nach dem kleinen Watzmann.

Dann wurde er nicht mehr geſehen.

Auch ſeine Leiche fand man nicht.

In den „Münchener Neueſten Nachrichten“ hieß es, er ſei wahrſcheinlich in den Schroffen am Königsſee abgeſtürzt.

Leuchtet Ihre Uhr des Nachts?

Ich ſchlenderte eines Vormittags durch die Kaufingerſtraße, dachte an nichts böſes, aber auch an nichts gutes — als mir plötzlich aus dem Schaufenſter eines Uhrmacherladens ein gelbes Plakat mit blutroten Buchſtaben in die Augen ſprang:

Leuchtet Ihre Uhr des Nachts?

Deutſches Reichspatent! ff. Radium. Erſtklaſſige Qualität. Mit Garantie auf Lebensdauer. Mit Läutwerk. Mit Bellvorrichtung: ſchlägt an wie ein Hund beim Nahen einer Gefahr (unentbehrlich für Angehörige des Heeres und der Marine). Mit Scherenfernrohr, mit Periſkop für Unterſeeboote.

*

Ich ſtand wie betäubt. Ein eiſiger Schrecken kroch mir vom Rückenmark ins Gehirn. Was nützte es, daß ich rite den philoſophiſchen Doktor an der Univerſität Illinois U. S. ehrenvoll gegen Erſtattung von 320 D. beſtanden hatte? Was nützte es, daß ich Antwort auf alle Fragen des Lebens wußte, wie zum Beiſpiel: warum? weshalb? weswegen? wozu? Was, ſage ich, hat das alles für einen

Nutzen und Gewinn, wenn ich nicht weiß, ob meine Uhr des Nachts leuchtet? Und das, muß ich gestehen, wußte ich nicht. Aber das gelbe Plakat mit den blutroten Buchstaben zwang mich unerbittlich zur inneren Einkehr.

Ich fieberte den ganzen Tag. Ich aß nichts. Ich saß stier und verstört im Café Glasl vor einer Schale Nuß und dachte nur den ganzen Tag: Leuchtet meine Uhr des Nachts?... Leuchtet meine Uhr des Nachts?...

Wenn es doch erst Abend... wenn es doch erst Nacht wäre!

Eine Dame mit sanften Eidechsenaugen sah immer zu mir herüber.

Es war die schönste Frau, die es auf der Welt geben konnte. Ich wagte nicht, sie anzusprechen. Ein Kreisel rotierte in meinem gänzlich hohlen Hirn:

Leuchtet Ihre Uhr des Nachts?... Leuchtet Ihre Uhr des Nachts?... Schließlich konnte ich es nicht mehr aushalten: der silberne Schein, der aus den Augen der Dame floß, fiel wie Nebel auf mich.

Ich stand auf, schwankte an ihren Tisch, und indem ich höflich den Hut zog, sagte ich mit vibrierender Stimme, rasend verliebt und meiner Sinne nicht mehr mächtig:

„Leuchtet Ihre Uhr des Nachts?"

Da nahm die Dame eines ihrer sanften blauen Augen aus ihrem Gesicht und warf es mir grollend an den Kopf.

Es war ein Glasauge.

Mit einer Beule an der Stirn verließ ich das Café. Der Abend hing die dunklen Netze um Tal und Hügel, um Busch und Baum.

Die Straße war taghell erleuchtet von tausend elektrischen Äpfeln und Birnen.

Ich zog meine Uhr — aber es war viel zu hell in den Straßen; wie konnte ich beim aufdringlichen Geflimmer der tausend Lampen sehen, ob meine Uhr leuchte?

Ich nahm ein Auto und fuhr auf die Theresienwiese. Mutterseelenallein ging ich mitten auf die Wiese und zog bebend meine Uhr.

Aber siehe, ich hatte nicht beachtet, daß Vollmond im Kalender angezeigt war.

Höhnisch grinste der Mond auf dem Uhrglas.

Ich fuhr in die Stadt zurück. Meine Temperatur war auf 45 gestiegen. Ich bestand nur noch aus Schweiß, in dem, wie ein Fettauge in der Bouillon, die Uhr schwamm.

In der Schwanthalerstraße sah ich ein Schild: „Keller zu vermieten." Sofort stürzte ich in das Haus und mietete trotz vorgerückter Nachtstunde den Keller zu einem geradezu lächerlichen Preise.

Ich schloß ihn sorgfältig ab, verstopfte die Fensterlöcher und Türritzen und zog wiederum, auf alles gefaßt, meine Uhr.

Ich wartete ein, zwei Minuten.

Ich wartete drei Stunden.

Sie leuchtete — nicht!

Tränen traten mir in die Augen. Ich war eine verpfuschte Existenz. Mein Leben war zerstört. Was sollte ich tun: meine Uhr leuchtete nicht...

Was nützt es, daß ich mich mit Hindenburgseife wasche? Daß ich auf der Matratze „Immer feste druff" schlafe? Daß ich ein Portemonnaie besitze mit dem Eisernen Kreuz ins Leder gepreßt? Daß auf meinem Taschentuche die Schlacht zwischen Metz und den Vogesen abgebildet ist? Daß ich eine Armbinde trage mit der Inschrift: „Gott strafe England"? Daß mein Tintenfaß einen 42 cm-Brummer darstellt? Daß der Federhalter, mit dem ich schreibe, aus Patronenhülsen besteht? Daß ich mich jeden Tag mit dem nach einmaligem Gebrauch unfehlbar wirkenden Entlausungsmittel „Mackensen" entlause?

Was besagt das alles, wenn ich keine Uhr besitze, die des Nachts leuchtet?

Weinend wachte ich den Morgen heran.

Schon um 5 Uhr stand ich vor dem Uhrwarengeschäft in der Kaufingerstraße und wäre beinah von der Straßenreinigung mit betroffen worden.

Um $7^1/_2$ wurde endlich das Geschäft geöffnet.

Ich schlüpfte dem öffnenden Gehilfen noch unter der eisernen Rolljalousie durch und forderte mit einer

Stimme, die sich wie ein Harlekin überschlug, eine Uhr mit ff. Radiumleuchtvorrichtung. Marke Kronprinz. Mit Garantie für Lebensdauer, mit Läutwerk, Bellvorrichtung, Scherenfernrohr und Periskop.

*

Ich fieberte den ganzen Tag. Ich aß nichts. Ich saß stier und verstört im Café Glasl vor einer Schale Nuß und dachte nur den ganzen Tag: Leuchtet meine Uhr des Nachts?... Leuchtet meine Uhr des Nachts?

Wenn es doch erst Abend... wenn es doch erst Nacht wäre!

Und es wurde Abend. Es wurde Nacht.

Ich saß in meinem Keller in der Schwanthalerstraße — und meine Uhr leuchtete!

Sie leuchtete!

Sie leuchtete die ganze Nacht: kalkweiß und graugrün wie ein magischer Kreis. Immer und immer starrte ich auf den Ring der fahlen Lichter. Der sah so aus:

Und wie ich mich tiefer in das Bild verſah, da begriff ich: es war der Himmel, der Sternhimmel, den ich in der Hand hielt. Venus und Wage, Bär und Fiſch glänzten in meiner Hand. Ich hatte das Rätſel des Lebens gefunden.

Übernächtig, aber berauſcht von der Erkenntnis der Nacht, ſtieg ich am Morgen aus meinem Keller empor. Da lag die Welt trübe und blaß wie ein Teller abgeſtandnes Waſſer.

Es regnete in Strähnen und ein weißer Wind ſeufzte.

Die Welt ekelte mich an.

*

Ich ſchlafe keine Nacht mehr. Ich eſſe und trinke nicht mehr.

Meine Wangen fallen ein. Meine Augen ſind roſa entzündet.

Ich ſitze im Keller und ſehe des Nachts meine Uhr leuchten.

Manchmal ziehe ich ſie auf, damit mein Herz nicht ſtehen bleibt.

Kleine Wanderung

I.

Ein rotbärtiger Bezirksfeldwebel erteilt mir höflich einen dreimonatlichen Urlaub. Auf dem Polizeipräsidium stellt man mir einen Paß aus. Ich lasse ihn vom österreichischen Konsul visieren. Der Konsul visiert ihn. Und mich. Er nimmt mich aufs Korn. Man beginnt auf der Stelle militärisch zu denken. Man erinnert sich seiner preußischen Abstammung und steht stramm. Das blaue Auge des Konsuls glänzt milder. Wien lächelt in seinem Blick. Und Budapest. Man rührt sich, ein wenig verlegen, und verneigt sich verbindlich. Der Konsul ist Ungar. Alle österreichischen Konsuln sind Ungarn. Ich denke an den Tag der Kriegserklärung Österreichs an Serbien. Es war in Leipzig. Wir zogen unter Führung eines Bäckergesellen nach dem österreichischen Konsulat. Wie in silberner Rüstung schritt der Bäckergeselle vor uns her, eine improvisierte schwarzgelbe Fahne schwingend. Der Konsul sprach vom Balkon. Oder aus dem Fenster. Er sang mehr als er sprach: viele O- und R-Laute. Es

war ein Ungar. Der Bäckergeſelle fuhr ſpäter, von der Menge bejubelt, in einer Droſchke nach Hauſe. Er mußte noch zum Nachtbacken zurecht kommen.

2.

Ich packe meinen Rucksack. Es iſt kein richtiger Rucksack: es iſt ein kleiner federleichter brauner Torniſter, der ſich in der Stadt auch als Handkoffer tragen läßt. Es geht viel in ihn hinein. Ich ziehe ein paar ſtarke Schuhe an und nun kann ich fortbleiben, ſo lange ich will: drei Tage ... oder drei Wochen ... oder drei Monate.

3.

Ein paar weiße Wolken ſind über den blauen Himmel geklext. Es iſt nicht ſo heiß wie die letzten Tage. Der Frühzug nach Garmiſch iſt beſetzt wie ſonſt. Wie im Frieden. Tannengrüne Touriſten klappern mit beſchlagnen Stiefeln durch die Halle. Ältere wohlgekleidete Herren ſchreiten behutſam mit eleganten Handtaſchen. Sie nehmen den Tag bedächtig wie ihre Handtaſche zwiſchen die Finger. Frauen in lockeren Bluſen lachen und winken. Es iſt wie ſonſt. Der Zug geht pünktlich ab. Wie ſonſt. Er fährt keine Viertelminute länger wie ſonſt. Dieſe zwei Worte: wie ſonſt — ſind ſie nicht auch ein

Erfolg deutſcher Gewiſſenhaftigkeit und deutſchen Gewiſſens, und nicht der geringſte? Mag unſer Sinn bedrängt oder unſer Herz erſchüttert ſein: es iſt doch (im Grunde) alles wie ſonſt. Die Welt. Und die Sonne. Und der Menſch. Auch im Frieden bebt die Erde. Speit der Veſuv Feuer. Verſchlingt eine Springflut Galveſton. Eisberge treiben auf dem Ozean. Und die Titanic ſinkt. Automobile fallen in die Spree und die Seine. Raubmörder ſchleichen mit tückiſchen Meſſern durch verkommene Straßen. Eine Kugel tötet im Kriege. Und im Frieden ein Ziegelſtein, ein Blitzſtrahl oder ein böſes Wort. Vielleicht ſind Worte überhaupt viel mächtiger als Taten. Sie machen die Taten erſt ſichtbar. Was iſt der größte Feldherr ohne den Ruhm? Seinen Ruhm ſchafft das Wort. Und das Wort ſchafft der Schreiber. Wer wüßte von Achilles, wenn Homer nicht wäre?

4.

Wir ſind nicht ſchwächer wie ſonſt. Und nicht ſtärker.

Das Korn ſteht hoch. Rot blüht der Mohn. Wie Kinder in kleinen Röcken laufen die Birken am Wege. Der Starnberger See ſchlägt ſanfte Wellen. Das Gebirge iſt morgendunſtig leicht in die Decke des Himmels geſtickt. Die Sonne ſchwingt den goldnen Schild überm Herzog-

ſtand. Der See glitzert. Und es ſteigt ein Tag empor, wie es deren viele gab, und immer geben wird. Es gibt nur eine Sonne. Und ſie ſcheint über Gerechte und Ungerechte: in Polen, in Flandern, in Italien, in New-York. Glaube niemand, er habe die Sonne gepachtet und ſie ſei engagiert, für ihn zu leuchten. Wir haben alle Platz an der Sonne.

5.

Da iſt Murnau. Und der Staffelſee. Hier zweigt die Bahn nach Oberammergau ab. Schon fünf Jahre iſt es her, daß ſie die Paſſion ſpielten. Damals ſprach man nur engliſch in Oberammergau. Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, ging mit einem Buch herum: Do you speak english? und deklinierte: die Lady, der Lady ... Pontius Pilatus verſuchte ſich in einem verſtörten Hochdeutſch. Chriſto hätten die Gentlemen nach der Vorſtellung am liebſten die Pferde ſeiner Droſchke ausgeſpannt, wenn er eine gehabt hätte.

Jetzt liegt Johannes vor Ypern und verwertet in anderer Weiſe wie früher ſeine engliſchen Sprachkenntniſſe. Petrus hört in Petrikau die Hähne krähen ... und Magdalena weint ...

Mittenwald

Man liegt in Decken gehüllt auf der Veranda. Es iſt zehn Uhr abends. Das Karwendel ſchwimmt wie ein großer Dampfer in Dunkel und Wolken. Am Tage ſieht es wie ein Tier aus: wie eine rieſige ruhende Kuh. Aus Mittenwald, aus dem Tale herauf, äugen zwiſchen niedrigen ſteinbelegten Dächern ein paar verſchlafene goldene Lichter. Zuweilen leuchtet ein kleiner Mond wie mit einer elektriſchen Taſchenlampe über die Felſen am Karwendelabſturz. Als wolle er einen Verſtiegenen ſuchen. Oder ein verſcheuchtes Reh.

Von fern klingt eine Glocke: ſehr hoch und leiſe. Wie ein Vogel zwitſchert ſie aus den Wäldern. Sie läutet ſchon jenſeit der Grenze. Aus Scharnitz vielleicht. Oder iſt es die Eiſenbahn?

Ein Bach, eine Grille und ein Stern tönen.

Nebenan im Zimmer lacht ein Kind. Scheppernd und faſt wie ein alter Herr.

Es wird immer dunkler, und man denkt an ſeine Mutter. So oft es dunkel wird, denkt man an ſeine Mutter.

Am Morgen, wenn es wieder hell wird, denkt man an ſeinen Sohn. Daß man einen haben möchte: einen ſchlanken, blonden. Eine Brille ſoll er nicht tragen. Und Förſter ſoll er werden. Oder Steward auf einem Ozeandampfer.

Ein Wind weht in den Bäumen auf. Die ſchmale Fahne am Giebel knattert.

Um vier Uhr kam die Nachricht, daß Breſt-Litowsk fiel. Von den Hügeln wurde über das Tal hin Salut geſchoſſen, den die Wände des Karwendel knallend zurückgaben. Dann läuteten alle Glocken im Tal. Das große Geläut! Es vermiſchte ſich mit dem Geläut der vom Lauterſee heimkehrenden Herden. So läutete es zugleich Krieg und Frieden.

Es ſchlägt elf Uhr. Ein paar Wolken fallen von den Bergen und es beginnt zu regnen ...

Neun Monate biſt Du ſchon im Krieg, mein Bruder, neun Monate, und wir wiſſen ſo wenig von Dir. Siebzehn Jahre biſt Du alt. Bei den ...ern ſtehſt Du. Im Oſten. Als Gefreiter. Von der Sekunda in den Krieg.

Deine Karten ſind kurz wie Telegramme.

„Heute habe ich in der Bzura gebadet. Gruß, Hans."

Oder:

„Auf der Verfolgung. Geſtern 1600 Ruſſen gefangen. Ganz Polen ſteht in Rauch und Brand. Hans."

Lieber Bruder — wen hab ich wohl lieber als Dich!

Du weißt es nicht, denn Du bist zu jung, es zu wissen. Nun hast Du den Sturm auf Warschau mitgemacht und liegst verwundet in einem Warschauer Lazarett. „Leicht verwundet an Kopf und Auge durch Schrapnellschuß," schreibst Du.

Aber Du schreibst keine Adresse. Wie soll ich wissen, wo Du liegst, in welchem Lazarett und ob man Dir etwas schicken darf. Zigaretten. Oder Schokolade. (Die hast Du ja doch lieber.)

Wenn Dir diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, so schreib sofort Deine Adresse. Vergeßlicher Junge! Und denk einmal an Deinen Bruder, der immer an Dich denkt. Und dem Krieg und Du dasselbe ist...

Herbſt

Die vierzehn Tage, daß ich nicht draußen war, iſt es Herbſt geworden.

Knallgelbe Bäume ſtehen an den Wegen. Und andere ockerhell, wie Indianer. Sträucher blühen über und über violett oder brombeerblau oder ziegelrot.

Die waldigen Berge liegen braun wie verroſtete Ritterhelme im Lande.

Die Zugſpitze und der Wetterſtein haben weiße Schneekappen auf.

Winde ſpielen, und man iſt ſo müde wie jene Wolke, die wie das Haupt eines ſchlaftrunkenen Kindes am Karwendel hingeſunken iſt und nicht weiter kann.

Vor drei Wochen ſtand man auf der kleinen Iſarbrücke, ſah ſtromaufwärts, nach Tirol hinein, und dachte: Woher kommt das Waſſer?

Jetzt zögert man den Schritt auf derſelben Brücke, blickt ſtromabwärts, dem Tal nach und fragt: Wohin fließt das Waſſer?

Und wenn man tauſendmal weiß: die Iſar fließt nach

München. München iſt nicht weit. München iſt eine ſchöne Stadt. Man hat Freunde in München. Eine nette Wohnung. Bald wird man wieder in München ſein...

Iſt München unſere Heimat? Haſt du überhaupt eine Heimat: trauriger Reiter zu Fuß?

Wo fließt die Iſar dann hin? Von München ...?

★

Im Warenhaus in der Hauptſtraße von Mittenwald liegt ein Karton mit Franzoſen aus. Ganz richtige Franzoſen: mit roten Hoſen, blauen Fräcken, Käppis und echt franzöſiſchen Viſagen.

Sie ſtammen aus einer Nürnberger Spielwarenfabrik, ſind ſehr dauerhaft genäht und koſten Stück für Stück fünfzig Pfennig.

Sie ſind beinah echter als die wirklichen Franzoſen und ſind gar nicht entſetzlich anzuſehen: ein wenig melancholiſch, ein wenig grotesk, aber voll Charme.

Die Ladeninhaberin ſagte: ſie habe ſchon ein paar Schachteln verkauft.

Die Kinder gehen ſehr zart mit ihren kleinen Gefangenen um. Sie laſſen ihnen viel Freiheit. Sie werden ſogar in einem Wagen mit ihren feldgrauen Brüdern ſpazieren gefahren und ganz wie Brüder, zum mindeſten wie Vettern behandelt.

Es iſt gut, daß die Kinder wieder anfangen, mit Franzoſen zu ſpielen....

*

Auf einem Starnbergerſeedampfer traf ich vorgeſtern als einzigen Paſſagier außer mir eine junge Dame, die ich Winter 1913 in Aroſa kennen gelernt hatte.

Wir gaben uns die Hand und ſahen uns ein wenig verwundert an.

„Wir ſind uns doch nicht fremd," ſagte die junge Dame gequält, „wir haben uns doch einmal gut gekannt. Wann war das? Bitte helfen Sie mir..."

„Das war vor dem Kriege... 1913..."

„1913... vor dem Kriege... ich habe im Kriege mein Gedächtnis verloren... aber ſoviel weiß ich noch, daß wir bei dem Faſchingsfeſt in der Aroſer Penſion die beiden Siouxindianer waren... wir erklärten damals der ganzen Welt den Krieg. Jetzt hat die Welt uns den Krieg erklärt... ich werde nie mehr lachen können... ich bin wie jener Baum am Ufer dort... ſehen Sie... ganz mit braunem Laub bedeckt... es gibt nur noch Herbſt auf der Welt..."

Allerſeelen

Heut lag es wie Schnee in der Luft.

Ich dachte, es würde ſchneien. Die Wolken hingen bis zwiſchen die Häuſer und wehten wie Laken vor den Fenſtern.

Der Rauch aus den Schornſteinen wand ſich wie ſchwarze Papierſchlangen im Karneval um die Dächer.

Schließlich regnete es. Ein langer langſamer Regen.

Ein Regen, der ſich ſelber zum Mißmut regnen muß.

Die Lichter der Laternen in der Ludwigſtraße ſtachen wie goldene Bajonette durch den Aſphalt und glänzten in der Tiefe. Wenn man heruntersah, glaubte man zu fliegen.

Ein matter Vogel, mit dem klirrenden Flügelſchlag des Abends.

Zeppeline fuhren als Trambahnen über den Aſphalthimmel. In den Augen der Frauen dämmerte der Herbſt.

Heut iſt der Tag aller Seelen.

Heut wollen wir nicht Leib ſein. Auch nicht heiliger Leib oder Leib des Herrn. Leib der Frau. Nur Seele. Schneegewölk. Sinkendes Laub. Singender Wind.

Wie viele Gräber muß ich heute beſuchen. Wie viele Gräber will ich ſuchen, die ich nicht finden werde.

Im Waldfriedhof, zwiſchen den Bäumen, liegen die Gräber wie tote Tiere. Da ein Igel. Dort ein Fuchs. Ein Reh. Einige Kaninchen.

Der Regen fällt wie Tannennadeln von den Bäumen. Ich ſitze auf einem Grab. Weil ich müde bin. Müde des Irrens in der Wildnis des Krieges.

Ich weiß nicht, auf welchem Grab ich ſitze.

Ich habe nicht hinter mich geſehen auf die eiſerne oder marmorne Tafel.

Wer du auch ſeiſt: der du hier unter dem Mooſe liegſt: du biſt mein Freund.

Nimm den Schmerz des Lebenden um deinen Tod, um den Tod aller deiner Brüder, nimm ihn in deiner braunen rauſchenden Tiefe gern und gnädig an.

Du ruhſt auf dem Grunde des Meeres aller Dinge wie ein ſchöner Seeſtern und die ſilbernen Wogen ziehen über dich hin wie Schwalben.

Wie ſind wir einſt im blühenden Licht des Frühlings geſchritten, jubelnde Genien.

Wie jung warſt du, mein Freund, ein ſpringender Hirſch. Hamburg war deine Heimat und du warſt voll Rauch des Hafens und voll Weite des Meeres. Voll roter Korallen und klingend vom Geläut hanſeatiſcher Türme.

Wir wohnten in Tegernſee zuſammen im Gaſthof zum Alpbach, am Eingang des Tales, das nach Schlierſee herüberführt.

Jeden Morgen ließen wir uns im Kahn auf die Höhe des Sees treiben. Dann lagen wir der Länge lang auf dem Rücken im Boot und du ſagteſt, du könnteſt ſelbſt am hellſten Tag die Sterne ſehen.

So ſcharfe Augen hatteſt du.

Am Abend liebten wir ein und dasſelbe Mädchen. Enzianblaue Augen und rote Haare. Ein Eichhörnchen. „Dachkatzl," ſagte ſie immer und lachte. Sie liebte uns beide, aber ich glaube, ſie liebte dich mehr als mich. Weil du dem heiligen Franz in ihrem Gebetbuch ſo ähnlich ſahſt.

Was du immer werden wollteſt, wurdeſt du jetzt: Erde. Ewige Erde. Humus wurdeſt du und deine Kraft wuchs in die Bäume hinein.

Dieſe Tanne, die ich umarme und die mir brüderlich die Wangen ſtreift: du biſt es. So biſt du zugleich über- und unterirdiſch.

Zugleich Tod und Leben.

Der ich armſelig durch die Oktobernacht des Daſeins taumle, dunkel und frierend, mit der Ungewißheit des Lebens und der Gewißheit des Sterbens: ich bin weniger

als du, mein toter Kamerad, und nur wie eine blaue Blume auf deinem Grabe. Meine Hoffnung iſt nur eine Hoffnung des Schmerzes, und mein Glaube nur der Glaube aller Seelen.

Nachts

Es ſchlägt ein Uhr.

Ich ziehe den Vorhang vom Fenſter zurück und ſehe auf den Hof. Wachsweiß und wie Attrappen ſtehen die Häuſer im Vollmond. Zwiſchen die Häuſer iſt mit ſchwarzer chineſiſcher Tuſche der Himmel gemalt.

Man ahnt einige Sterne. Aber man ſieht ſie nicht.

Wohnen hinter dieſen Kuliſſen aus Pappe Menſchen? Das kann nicht ſein. Und wenn es ſchon Menſchen ſind, ſo müſſen ſie auch aus Pappe ſein. Aus Bilderbogen ausgeſchnitten. Auf der Vorderſeite bunt und ſchmuck und martialiſch. Auf der Rückſeite nur leeres weißes Papier. Mit dem Namen der Firma, die ſie gedruckt hat, in ganz kleinen Lettern.

Welche Firma iſt den Menſchen, welche in dieſen Häuſern wohnen, eingebrannt? Gott? Teufel? Liebe? Geiz? Trunkſucht? Mut? Demut?

Ich höre einen Schritt.

Der Schritt klingt ganz für ſich. Losgelöſt von einem Körper. Er tickt durch die Straßen. Wie eine Uhr.

Der Körper, der zu dem Schritt gehört, weht ſchattenhaft und durchſichtig drüben an der Hauswand vorbei.

Gute Nacht, Geſpenſt!

Wo kommſt du her? Du mußt dich beeilen, wenn du deinen Schritt noch einholen willſt. Der iſt dir ſchon weit voraus und läuft dir ſonſt davon.

Ein höfliches Geſpenſt.

Es grüßt den Mond.

Ich denke an ein paar Zeilen aus einem Gedicht von Li-tai-pe:

In der Blütenlaube von Jasmin ſitz ich beim Weine.
Gute Genoſſen heiſcht die gute Stunde.
Da ſteigt der Mond übern First; verneigt ſich mit goldenem Scheine —
Höflich verneige auch ich mich, und mein Schatten verneigt ſich als Dritter im Bunde ...

Haſt du überhaupt einen Schatten, Geſpenſt?

Ja, du haſt einen Schatten. Du zeigſt ihn ängſtlich vor, wie eine Legitimation: glaubt mir — ich bin ein Menſch.

Ja, wir glauben dir. Du biſt ein Menſch. Du biſt ein ehrenwertes Geſpenſt. Ein Geſpenſt mit Schatten. Ein Geſpenſt, vor dem ſich niemand zu fürchten braucht.

Ich habe aber Grund, anzunehmen, daß du dich fürchteſt.

Wovor? Vor anderen Geſpenſtern? Vor jenen Geſpenſtern ohne Schatten? Welche weder in Sonne noch Mond einen Schatten werfen?

Kamſt du aus dem Kriege?

Kannſt du nicht ſchlafen: weil die Granaten in deinem Kopfe ziſchen? Die Maſchinengewehre trommeln? Wilde Münder Wut, Erbarmen, Schmerz und Jubel brüllen?

Ich bin ſo müde, daß mir bald die Augen zufallen und daß ich bald an kein Geſpenſt mehr glaube. Aber ich muß noch wiſſen, wer du biſt.

Du ſtehſt nun in der Mitte der Straße. Wie aus grauem Glas. Du haſt einen Stab in den Händen und führſt ihn hin und her.

Biſt du der Mann mit der Wünſchelrute und ſuchſt du nachts, wenn dich niemand ſtört, nach Waſſer unter dem Pflaſter? Aber wir haben genug Waſſer hier in München. Wir haben eine vorzügliche Waſſerleitung. Das Waſſer iſt ſtark eiſenhaltig.

Ach: du biſt der Straßenkehrer ...

Du fegſt die Straßen blank, damit der junge Tag ſich nicht gleich ſeine neuen Schuh beſchmutzt.

Du *tuſt* etwas. Während *ich* wieder einmal nur *denke*, daß *du* etwas *tuſt*.

Aber du darfſt mir nicht übel nehmen, daß ich über dich nachdenke.

Ich wohne in einem jener Häuſer, die wie Attrappen im Mondlicht ſtehen. Du ſiehſt das Haus und ſagſt dir: da wohnen die reichen Leute, welche den lieben langen Tag und die liebe lange Nacht nichts tun.

Und damit haſt du ein wenig Recht: ich *tue* den lieben langen Tag und die liebe lange Nacht *nichts*. Rein garnichts.

Ich denke nur. Weil du nämlich keine Zeit zum Denken haſt, ſo beſorge ich das für dich mit. Und weil ich keine Zeit zum tun habe, ſo tuſt du etwas für mich. Gutes oder Schlechtes: was du auch immer für mich tuſt: habe Dank.

Der Mond ſteigt über den Giebel.

Eine Katze jault.

Das Geſpenſt fegt unermüdlich die Straße.

Ich will ſchlafen gehn. Ich ziehe den Vorhang zu.

Es ſchlägt zwei Uhr.

Der ſterbende Soldat

Tag und Nacht ſind nicht mehr. Sind verſunken wie Segelſchiffe hinterm Horizont des Meeres. Ich weiß nicht mehr von Tag und Nacht. Von Sonne und von den grauen Krähen der Dämmerung. Von der Erde und von der runden Kugel des Glücks. Wir marſchieren. Wir marſchieren bei Tag. Wir marſchieren bei Nacht. Wir ſchlafen in der Nacht. Wir ſchlafen am Tag. Wir ſchießen Tag und Nacht. Wenn ich mich umdrehe, ſteht die Zeit wie eine roſaſchwarze Wand vor mir. Kein Tag. Keine Nacht. Kein Monat. Kein Jahr. Nur ein blutendes Feld, blutrote Ackererde, aus dem unſere Leiber wie weiße Blumen in den Himmel wachſen. Wie Tau netzt der Himmel meine Augen. Ich möchte immer blühen. Schmale Lilie. Schwertlilie. Ich habe nie ſo ſtark an mich geglaubt. Wenn ich die Hand hebe, werde ich eine Granate im Fluge aufhalten. Ich habe Durſt. Nach Waſſer. Nach Feuer. Ich will Feuer ſchlucken wie die öſtlichen Zauberer. Mein Pferd iſt tot. Es muß irgendwo neben oder unter mir liegen. Worauf ſoll ich nun reiten? Ich werde auf einem toten Engländer in die Hölle reiten. Aber Lilli will es

nicht. Sie faßt meine Hand, ich bin ja blind, und wird mit mir den Himmel ſuchen gehen. Lilli, ſag ich, hier riecht es nach Veilchen, hier iſt der Himmel. Sie läßt meine Hand los. Ich ſehe ſie nicht mehr. Da vorn iſt eine andere Hand. Eine leuchtende Hand. Rauchgeſchwärzt. Sie greift nach dem Haus mit dem Schindeldache. Die Hand wird auf einmal Mund. Sie frißt das Haus. Kaut an ihm. Wenn der Wachtmeiſter wüßte, daß ich hier ſo faul liege, während er Appell hält. „Ulan Bubenreuther," wird er rufen. „Ulan Bubenreuther . . .?" Niemand meldet ſich. „Ulan Bubenreuther vermißt . . ." Ich habe Durſt. Ich möchte etwas trinken. Etwas Heißes. Ich friere. Heißen Tee. Ich muß lachen, wenn ich an die polniſchen Juden denke, die uns immer Tee verkauften: „Gebe Sie Münz, Herr, kriege Sie heiße Tei . . ." Sie haben keine Heimat. Niemand hat eine Heimat. Nur der Tod. Er iſt überall zu Hauſe. Wo iſt die kleine Stadt, in der ich geboren wurde? Die engen Straßen gehen krumm und gebückt vor Alter. Die jungen Mädchen laufen Schlittſchuh. Bürger eilen mit wichtigen Mienen zu Geſchäft, Verſammlung oder Kneipe. Die Oder rauſcht unter den Schollen. Die Patina des Marienkirchturms glänzt in der Winterſonne violett und grün. Es muß wer geſtorben ſein: der Küſter läutet die Glocken. Ich will leiſe mit der Lanze winken. Vielleicht, daß er mich ſieht.

Der Flieger

Als der Fliegerunteroffizier Georg Henſchke, Sohn eines märkiſchen Bauern, vom Kriege nach Hauſe auf Urlaub kam, ſtand ſein Heimatdorf ſchon einige Tage vorher Kopf. Bei ſeiner Ankunft lief alles, was Beine hatte, ihm halber Wege, einige Beherzte ſogar 1½ Stunden bis zur Bahnſtation Baudach entgegen, und die Kinder und die halbwüchſigen Mädchen ſaßen auf den Kirſchbäumen, welche die Straße ſäumten, die er kommen mußte.

Nun war er da. Das ganze Dorf drängte ſich eng um ihn, daß er kaum Luft holen konnte, ſeine Mutter weinte: „Georgi, mein Georgi!“, und der Paſtor ſagte: „Welch eine Fügung Gottes!“ „Kinder,“ lachte Georg Henſchke, „Kinder, ich habe einen Mordshunger!“ Da ſtob man auseinander, um ſich gleich darauf zu einem Zuge zu gruppieren, der ihn würdevoll zur Tafel geleitete. Sie war unter freiem Himmel aufgeſchlagen. Das Dorf nahm ſich die Ehre, ihm ein Eſſen zu geben. Man zählte ungefähr ſieben Gänge, und in jedem kam in

irgendeiner Form Schweinefleiſch vor. Dazu trank man ſüßen, heurigen Moſt.

Nach dem Eſſen, als der Wein ſeine Wirkung tat, wurde man keck. Man wagte Georg Henſchke anzuſprechen, zu fragen, zu bitten. „Georgi," ſtaunte zärtlich ſeine Mutter, „Du kannſt nun fliegen!" „Wollen Sie uns nicht einmal etwas vorfliegen?" fragte ſchüchtern die kleine Marie. „O," lachte Georg Henſchke, „das geht nicht ſo ohne weiteres. Da gehört ein Apparat dazu!" „Er hat ihn ſicher in der Taſche," grinſte verſchmitzt der Hirt, „er will uns nur auf die Folter ſpannen." „Ein Apparat, das iſt ſo etwas zum Aufziehen?" fragte ſeine jüngſte Schweſter Anna. Denn ſie dachte daran, daß er ihr einmal aus Berlin einen Elefanten aus Blech mitgebracht hatte. Eine Stange lief unbarmherzig durch ſeinen Bauch, und wenn man ſie ein paarmal herumdrehte, begann der Elefant zu wackeln, mit ſeinem Rüſſel auf den Boden zu klopfen und plötzlich wie ein Wieſel und in wirren Kreiſen im Zimmer herumzulaufen.

„Nein," ſagte Georg Henſchke, „ich habe den Apparat nicht bei mir, denn er gehört dem Staat." „So, ſo," meinte der Hirt mit ſeinem weißhaarigen Kopf, „der Staat. Das iſt auch ſo eine neue Erfindung." „Ganz recht," lachte Georg Henſchke.

„So erzähle uns doch etwas vom Fliegen, und wie man es lernt, Georgi," bat seine Mutter. Sie war so stolz auf ihn.

Da stand Georg Henschke auf, und alle mit ihm. „Gut, ich will es tun. Hört zu!"

Er sprang auf einen Stuhl. Sie scharten sich um ihn. Aufgeregt, seinem Willen hingegeben, wie die Herde um das Leittier. Sie hoben ihre Köpfe, sehnsüchtig, und der blaue Himmel lag in ihren Augen. Georg Henschke aber reckte die Arme, schüttelte sie gegen das Licht, in seinen Blicken blitzte die Freude des Triumphators, und als er sprach, flammte es aus ihm. Er selber fühlte sich so leicht werden, so lächelnd leicht, der Boden sank unter seinen Füßen, seine Arme breiteten sich wie Schwingen, wiegten sich, und wie ein Adler stieß er hoch und steil ins Blau.

Das ganze Dorf stand wie ein Wesen, das hundert Köpfe in den Himmel bog. Und sie sahen Georg Henschke im Äther schweben, ruhig und klar, fern und ferner, bis er ihren Blicken entschwand.

Hölderlin

Ich wohne bei dem Tiſchlermeiſter Zimmer in Tübingen. Meine Stube iſt klein gewölbt und empfängt die Sonne durch ein erblindetes Fenſter. Wenn man es aufreißt, hat man weite ovale Blicke glänzend über belaubte Hügel und bergige Bäume. Herr Zimmer verfertigt Tiſche, braune Geräte, darauf der Wein in goldenen Karaffen ſteht, und Stühle, darauf zu ſitzen und ferner Schiffe zu gedenken in Dämmerung und Seeflut. Wo ſeid ihr, Schwärme der Schwalben? Und kehrt ihr zurück mit klingenden Fittichen bald, da April den Beſen ergriff und warme Winde die Straßen fegen? Schon reiten die Herren Studenten die wandernden Alleen entlang, die Hufe klappern, und höflich ſchwingen Bauern ihre Hüte.

Begegnet mir Profeſſor Conz und ſagt: Guten Tag, Herr Magiſter. Daß ſie mich nie bei rechtem Namen nennen! Bin ich Magiſter? Bin ich nicht, bei allen Engeln, Diotima, Engelſchönſte, bin ich nicht fürſtlicher Bibliothekarius? Nie gibt man doch bedeutenden Naturen, was ihnen ziemt und frommt. Profeſſor Conz trug den Homer

in der Taſche. Er ließ den weißen Vogel aus ſeinem Käfig fliegen und rief: Sehen Sie, unſer alter Freund! Ich griff nach den Blättern und fing ihn und ſchlug jene Stelle auf, wo Nauſikaa am Torpfoſten des Saales ſteht und elfenbeinern zu Odyſſeus niederlächelt. Träne auf Träne tropft in die blaue Grotte ihres Herzens. Wir können nichts beſſeres machen, als was Homer gemacht. Und ſind doch 1300 Jahre älter als er. O, ſagte Profeſſor Conz, Sie ſind beſcheiden, und er zitierte einiges aus meiner Elegie an die Natur. Die Menſchheit, ſagte ich, hat das Reißen bekommen und die Gicht. Und Gicht und Reißen machen unklare Gedanken. Eine Elegie iſt nichts weiter als eine Kette unklarer Gedanken, bunt wie Lampions in die verworrenen Nebel einer Frühlingsnacht gehängt.

Das Wams und die drei paar Strümpfe und die Handſchuh, die mir meine Frau Mutter ſchickte, hab ich erhalten. Oft bringt der Mai noch feuchte Dünſte und ſpäten Froſt. Ich ſchriebe gern meiner verehrungswürdigen Frau Mutter, wenn ich wüßte, was ich ihr ſchreiben ſollte. Sie verſteht mich leicht nicht mehr. Hat ſie mich je verſtanden? Sie iſt von einer unſicheren und allzuzarten Beweglichkeit, ſchwankend wie eine ſilberne Möwe auf ſtürmiſcher Rhede. Ich aber wünſche mir eine feſte Natur. Ich gehe aus allen Fugen. Muſik nur ſchweißt mich noch zuſammen. Dann bin ich ein Akkord und der Herr Kantor ſpielt mich auf der

Orgel, in der Kapelle von Maulbronn. In der Sommerfrühe um ſechs ſchlich er durch Tau und Morgen auf hellen grünen Wegen zu mir und ſpielte einen Choral, damit er bei Gott in Gnaden ſtünde.

Ich eſſe täglich Trauben. Herr Zimmer bringt ſie auf einem Teller, darauf Ranken und erdbeerrote Herzen gemalt ſind. Ich denke: wenn jemand dein Herz auf einem ſolchen Teller malte, von einem ſchwarzen befiederten Pfeil durchbohrt und einem lateiniſchen Spruch dazu: per aspera ad astra. Dann müßte man Trauben über mich ſchütten in italiſchen Weinbergen oder an den Ufern der Dordogne gepflückt von tanzenden Frauen.

Herr Zimmer zeigte mir geſtern eine Zeichnung von einem doriſchen Tempel. Ich glaube nicht, daß Herr Zimmer ſie entworfen hat: aber der Zug der Linien und der gleichſam in Stein gemeißelte Traum der Vollendung entlockten mir Tränen.

Herr Zimmer, ſagte ich, möchten Sie ſtatt der Tiſche, auf denen goldener Wein in Karaffen ſteht, und ſtatt der Stühle, auf denen man, das Haupt in die Hände geſtützt, der gleitenden Schiffe gedenkt, nicht einmal einen Tempel erbauen aus Holz, ſo klein wie Sie wollen? Damit ich wieder beten darf.

Beten Sie zu Gott, Herr Hölderlin, ſagte Zimmer.

Aber Gott wohnt in kleinen doriſchen Tempeln aus

Holz. Herr Zimmer meint, er habe leider keine Zeit für Spielzeuge, er müsse um Brot arbeiten, und wer bezahle ihm einen solchen dorischen Tempel und die nutzlos vertane Zeit? Ich wußte nicht weiter, denn ich habe kein Geld und habe wohl nie welches gehabt.

Ich suchte nach der Zeichnung mit dem Tempel, betrachtete sie und schrieb mit Blaustift auf ein Brett, das in der Werkstatt herumlag, diese Verse:

Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind und wie der Berge Grenzen,
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

*

Täglich muß ich die verschwundene Gottheit wieder rufen. Wenn ich an große Männer denke in großen Zeiten, wie sie, ein heilig Feuer um sich griffen und alles Tote, Hölzerne, das Stroh der Welt in Flamme verwandelten, die mit ihnen aufflog zum Himmel — ahne ich mich, wie ich oft, ein glimmend Lämpchen, umhergehe und betteln möchte um einen Tropfen Öl, um eine Weile noch die Nacht hindurch zu scheinen...

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2617
E6M3

Henschke, Alfred
Der Marketenderwagen